

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 42.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 31. Oktober 1892.

Vierteljährlich  
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Selbst!

Erzählung von E. Vely.

(Fortsetzung von S. 391.)

Nachdruck verboten.

Der Junge ist bei Oberförsters und lernt mit Adolfschen, fuhr die Alte in ihrem Berichte fort.

Ja, der war als solch guter und fleißiger Schüler bekannt, daß man ihn einlud, anderen Knaben zum Beispiel — Lina war ganz stolz auf die Ehre, die er ins Haus brachte. „Er schlägt nach dem Großvater, das ist nun einmal wahr!“

„Ja — das war ein besonderer Mann!“

Lina hatte in den drei Jahren diesen Ausdruck immer mit etwas Befremden von den Lippen der alten Jungfer vernommen — als ob man das nicht ein bißchen anders sagen konnte!

„Und Linchen?“  
„Trägt die Kontusche — nee, jetzt heißt es ja Ueberkleid, zur jungen Doktorin. Ich habe ihr ein Kompliment vorgelegt, das sie bestellen soll. Anders hat es sich in meinen Tagen nicht geschickt und wird auch wohl recht sein.“

„Linchen ist ein gutes Kind und wird der Degeners-Tante schon folgen,“ sagte die Witwe. „Die Zwillinge habe ich aber nicht gesehen, als ich kam.“

„Die rasen wieder irgendwo rum, mit denen ist kein Halten,“ tadelte die Alte. „Daß das auch noch haben Zwillinge sein müssen! Ich bin nich sehr für Kinder!“

„Ach, Tante, mach dich nicht schlecht, du verziehst sie mir alle vier!“ behauptete Lina.

„Es sind dem Schulmeister seine Enkel, und das war nun mal 'n besonderer Mann!“

„Warum sagst du das immer, Tante Degener? Bist du dem Vater nicht gut gewesen?“ Lina Matthies fragte es mit einem leichten Mergel.

„Nicht gut?“ Die alte Näherin richtete sich so kerzengerade auf, wie sie vermochte. „Respekt habe ich vor dem gehabt wie vor keinem andern — und ich bin ihm nur zu gut gewesen! Sieh, darum brauche ich mich heute, an meinem Lebensabend, nicht zu schämen.“ Sie sprach gewählter als sonst, fast fremd.

Lina kam es in den Sinn, daß ihr Vater das nachlässige Sprechen nicht geduldet hatte — die Frau da gegenüber schien sich auch daran zu erinnern.

„Nur,“ fuhr Luise Degener fort, „daß er nichts davon gemerkt hat über seinen Büchern!“

„Ach ja!“

„Hm, das war ein Mann! Wenn sie in den vornehmen Häusern mir die Romane vorlasen und ein Extrawort kam drin vor, das ich nicht wußte und die anderen erst recht nicht, dann merkte ich es mir und ging des Sonntags nachmittags nach der Kirche zu ihm — und er wußte es sicher.“

„Ein Professor hätte er sein können,“ sagte die junge Frau. „Saß mit der langen Pfeife und dem Sammetkäppchen über den Büchern — ich könnte ihn da so himmeln,“ sprach die alte Schneiderin weiter. „Ich habe ihm auch mal 'ne Weste machen müssen — was für schöne Bergschmeinnicht ich rein-gestickt hatte, das wußte er aber nicht — nur, daß sie so schön warm saß, das hat er gelobt.“ Ein verklärendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Lina, ich bin auch mal frisch und hübsch gewesen, und das merkten andere Leute wohl, er aber nicht. Und dann war er doch auch ein Philosoph und konnte sprechen! Und hielt mir eine Rede übers Entfagen auf der Welt! Und obwohl ich dazumal ein junges Ding noch war und er ein

Mann in den besten Jahren, gepaßt hätten wir füreinander und eine ordentliche Mutter wäre ich dir auch geworden, um feinetwillen. So viel verstand ich, daß er das Entfagen von Wünschen und Hoffnungen höher hielt als das Erfüllen, und ich nahm es in mein Herz und entfagte auch. Leicht war's nicht, war aber doch das, was er seine 'Theorie' nannte, und da sollte sie auch meine sein. So ist es gekommen, mein Kind!“

Linas große Augen standen voll Thränen. „Degeners Tante, und als ich im Elend war, da hast du an ihn gedacht, an den Vater?“

„Ich — habe an dich gedacht und an mein einjames

Alter, weiter nichts.“ Sie sah nach dem Nest in der Kaffeefanne und teilte ihn in beide Tassen. Dann lachte sie. „Und die Leute haben nicht recht gekriegt!“

„Welche denn?“  
„Die da meinten, daß sich kein Mensch mit der alten Degenern vertragen könnte.“ Sie blinzelte dabei gutmütig mit den Augen.

Lina streichelte ihr wortlos die Wange.

„Ja, ja,“ sagte die andere. „Und wenn du es nur mal thun wolltest und mich mitnehmen nach Hauslingen, daß ich es fest machte für euch beim Advofaten.“

„Laß doch.“  
„Ich will es aber — dem Schulmeister seine Enkel sollen es kriegen.“

„Du sollst noch fünfzig Jahre leben!“

„Na, thu's auch mit weniger. Griesgrämig bin ich freilich nicht geworden — ich habe oft gesungen im Leben, so fröhlich wie ein Vogel.“

„Gesungen, ach ja, das habe ich auch gern gethan. Aber damals, als der Fritz starb, da ist's mir vergangen — ob ich's wohl noch kann?“ sprach Lina mit Lebhaftigkeit, lachte, beugte sich vor und trällerte eine Melodie und dann Worte dazu — sie hatte es von dem Fritz gelernt, der viel mit Menschen zusammengekommen war, auch mit einem aus Süddeutschland, dem er nachmachen konnte, daß es zum Totlachen war:

„I leb schon vierzig Jahre,  
Hab auch schon graue Haare,  
Und wenn ich halt kein Weib  
bekomm,  
Ist Feuer auf dem Dach —  
Und wenn ich halt ein Weib  
bekomm,  
Da spring i in den Bach!“

„Mutter, Mutter!“  
Das war die Stimme des einen Zwillinges; das neumodische „Mama“ hatte die alte Schneiderin nicht hören wollen.

„Wo bist du? Wo bist du?“ kam die andere nach. Es klang von der Höhe herab — es war ihnen aber verboten, in den Oberstock allein zu steigen. Dort war Stube und Schlafkammer der Hausbesitzerin, und im Vorplatz hatte sie die seltenen Blumen, die sie zu ihrem Vergnügen zog.

Lina Matthies bekam einen Schrecken. Wenn die wilden



Moderne Winterkostüme.

(Beschreibung Seite 416.)

Dinger daran gegangen wären, das würde die alte Mamsell nie verzeihen. Sie stand rasch auf und lief vors Haus.

„Mutter!“ Weit vor bog sich oben ein Oberkörper, zwei Arme zappelten in der Luft, ein rundes Gesicht lachte auf sie herunter — ein Kuck — da lag das Kind vor ihren Füßen.

Sie schrie nicht, nur ein qualvoller Laut: „Ihse, meine Ihse!“ Und dann rief sie empor, dem zweiten Gesicht zu, daß da in der Fensteröffnung auftauchte: „Bleib oben — ich komme — um Gotteswillen, bleib oben!“ Und dann, den leblosen Körper verlassend, flog sie die schmale, krachende Holztreppe empor, über den Vorplatz hin, dem Stuhl zu, auf dem das blonde Elschen stand, auch weit hinausgelehnt und erstarrt nach der verschwundenen Mutter rufend.

Mit einem heiseren Laut packte sie das Kind, drückte es fest an sich und eilte die Stufen wieder hinab. Erst vor der Hausthür ließ sie es aus den Armen. Luise Degener stand über Ihse gebeugt.

„Ist sie tot?“ fragte die Mutter, blaß und schwankend.

„Ja, wie wird sie denn!“ Die Alte richtete sich auf. „Kinder haben doch ihren Engel. Steht ja da ganz ordentlich wieder auf den Füßen — ach, mein alter, steifer Rücken!“

Lise sank neben dem Kinde in die Knie, nun drückte die Freude sie nieder.

„Ihse, mein Elschen!“

Das Kind packte die Hände zusammen, um sie von dem Kies zu befreien.

„Ihse, was hast du denn machen wollen, doch nicht —“ Und die Röte kehrte in ihre Wangen zurück.

„Der Tante ihre Blumen — Mutter sang — ich wollte sehen, wo Mutter war.“

Lise sah ihre alte Freundin an, und ihr Gesicht wurde ernst. „Eins weiß ich nun auch gewiß, zum Singen bin ich nicht auf der Welt. Es war 'ne Mahnung!“

\* \* \*

Das kleine Haus hatte einen frischen Anstrich erhalten, ein sanftes Rosa, so sah es aus, als wäre es aus einer Spielwarenschachtel genommen. Zwei Tannenbäume standen an der Thür, die beiden niederen Steintritte begrenzend. Zwischen ihnen hindurch war der junge Konfirmande Heinrich geschritten und Lise und Luise Degener Hand in Hand hinter ihm her.

„Denn was? Seine Großmutter hätte ich sein können, wenn das Entsagen nicht gewesen wäre. Moralisch fühlte ich mich so, das Moralische hat mir der Schulmeister nämlich erklärt,“ jagte die alte Schneiderin.

Und vier Tage später ward ihr Sarg über dieselbe Schwelle hingetragen. Ganz still, in der Abenddämmerung, mitten in einer Erzählung, die sie für die Zwillinge begonnen hatte, war sie eingeschlafen.

Lise Matthies kam wieder einmal von dem Bahnhof zurück, jetzt aber sonntäglich angezogen, mit dem schwarzen Kleide, in welchem sie zur Konfirmation gegangen war und in dem sie jetzt die alte Freundin betrauerte. Sie hatte verweinte Augen. Ihren Jungen hatte sie weggebracht. Er kam ins Lehrerseminar, in dem er eine Freistelle erhalten hatte auf Verwendung des Ortsgeistlichen.

Wie leer nun das Haus sein würde, ohne die Tante, ohne den Jungen und seine Bücher, dachte sie im Näherkommen. Und dann durchzuckte sie zum erstenmale nach all den Erlebnissen der letzten Tage ein jäher Schreck — leer? Sie und die Kinder, sie selber würden fort müssen, sie hatten kein Recht mehr zu bleiben, auch nur eine kurze Gnadenfrist vielleicht noch. „Wieder hinaus auf die Straße!“

Und wie hübsch war's hier gewesen, wie heimatisch all die Zeit! Luise Degener hatte es zu einer bleibenden Heimat machen wollen; steinschwer fiel es ihr auf die Seele, sie hatte nie die Hand dazu bieten wollen aus Bescheidenheit. Sie konnte ja nicht eigenmächtig sein — und nun war's versäumt. „Versäumt!“

Sie hatte gestern nicht dran gedacht, in den Vorbereitungen für Heinrichs Fortgang, als die Leute vom Gericht dagewesen waren, um aufzuschreiben, was der Verstorbenen gehörte, und ihren Sekretär zu versiegeln. Jetzt, als sie durch die weitgeöffneten Fenster die Gestalten der drei Mädchen sah, wußte sie wohl, was verabsäumt war.

Linden saß auf dem Platz der Mutter, wie sie, frisch und eifrig, und nähte auf der Maschine und die Köpfe der Zwillinge beugten sich über ein zu änderndes Kleid der Frau Apothekerin und trennten eifrig. Ja, heran mußten alle Hände. „Vollends, wenn wir es nicht mehr so gut haben,“ sagte Lise leise und seufzte dazu, „in Zukunft!“

„Matthies-Gebatterin!“ rief eine Stimme hinter ihr, als sie schon den Fuß auf die erste Stufe gesetzt hatte.

Sie wandte sich und sah eine rundliche Frau dem Hause zustreben. „Ach, Frau Lürßen!“

„Freilich, freilich bin ich's,“ keuchte die und wischte mit dem Tuche über die Backen. „Nein, so'n Weg, von einem Ende des Ortes ans andere.“

„Kommen Sie und ruhen Sie sich aus, wenn der Besuch mir gelten soll,“ lud Lise ein, ein wenig Müdigkeit in der Stimme, denn die Frau kam ihr jetzt nicht gelegen.

„Ja, was denken Sie denn, Waise, ich über 'ne Schwelle, über die erst vor'n paar Tagen wer getragen ist, die Füße voran? Aee, alles thu' ich dir zu Liebe, Krißchan, habe ich gesagt, denn Krißchan ist mein bester Bruder, für die anderen fünf habe ich nichts übrig, hingehen will ich ja wohl, aber rein, nein, nicht um die Welt! Und da steht ja nu auch 'ne Bank, wie geschaffen für mich — rein wie geschaffen.“

Ja, die Bank hatten die beiden Insassen des Hauses erstanden für die schönen kommenden Sommerabende, von ihr hatte man solch herrliche Aussicht nach den Bergen, und nur einmal hatte Luise Degener darauf gegessen, am Konfirmationsabend.

Die dicke Frau sank darauf nieder. „Nu sind Sie ja ganz alleine — ich meine, außer den Kindern.“

„Heinrich habe ich auch fortgebracht.“

Die andere nickte. „Is uns bekannt, Krißchan und mir — uns wird alles bekannt, die Leute tragen es uns zu. Na, für den Jungen sind Sie ja nun auch die Sorge los — das is schon was, is schon was Ordentliches!“

„Ich muß ihn aber auch entbehren!“

Die Jahre hatten ihre Spuren auch auf dem Gesicht der Bahnhofsleiterin zurückgelassen. Sie sah ernst aus, Falten lagen an den Schläfen.

„Ja, Jungens müssen in die Welt! Wenn ich denke, wie

Krißchan rein gemußt hat.“ Sie riß ihr Tuch ab. „Aee, schon solch 'ne Hitze! Un wie hübsch es hier is, hier in der verlorene Gegend. Das Haus is ja das reine Schloß — so propper alles. Das hat sie an sich, sagt mein Bruder — ja, der hält was von Ihnen, Gebatterin!“

„So!“ Sie sah teilnahmslos nach den Bergen, an denen die Abendnebel aufzusteigen begannen.

„Nämlich, er lobt Sie immer: die fleißigste Frauensperson in Wilrode“ sagt er, und sie muß mit der sparsamen Degeners Tante was vor sich gebracht haben. Na, sitzen doch gewiß auf 'nem ganz hübschen grünen Zweige?“

„Gott sei Dank, ich habe meine Kinder nicht hungern lassen müssen,“ antwortete Lise.

Die andere ließ ihr Taschentuch wie eine Fahne flattern. „Un kriegen alles hier, das ganze Anwesen.“

„Das glaube ich nicht!“

„Doch, doch, das wissen wir nu mal, der Krißchan und ich.“ Sie legte ihre Hand auf das Knie der neben ihr Sitzenden. „Mein Krißchan hat doch im Schloße bei Amtsrichters tapeziert. Es is an 'nem Hauslinger Markttag gewesen, und da ist die Degenerische raus gekommen, und er hat sie zum Altuar im Gange sagen hören: Nu will ich's fest machen, nu soll'n Sie mich hier mal informieren, und dann komme ich an nächsten Markttag wieder. Zeit wird's am Ende, und die Matthies soll's erst wissen, daß ich an sie und die Kinder gedacht habe, wenn ich mal nicht mehr da bin.“

Lise wischte über ihre Augen. Wenn's wahr wäre — wenn's geschehen wäre! Dann müßten sie nicht fort von hier, dann ständen sie nicht auf der Straße wie damals.

Sie sagte nach der Hand der Frau und drückte sie. „Wenn Sie die Wahrheit sagten, Lürßen Waise!“ Dann zog sie die Finger wieder schein zurück.

„Was mein Bruder is, der hat doch Ohren!“ war die überzeugende Antwort. „Und heute jagte er: Geh nu man mal hin, nu wird es Zeit.“ Sie stockte, rückte ihren Hut zurecht und fügte dann hinzu: Wäre ja auch himmelstreichendes Unrecht, denn die Alte hat doch nur ganz weiltläufige Verwandte, und wer hat alle ihre Wunderlichkeiten ausgehalten? Doch Lise Matthies! Aee, das wäre nichts als Pflicht und Schuldigkeit gewesen.“

Nicht fort aus dem Hause, das sagte sich Lise immer wieder, es war wie eine Melodie in ihrer Seele.

Die Frau neben ihr richtete sich auf, ihre Züge wurden ganz feierlich. „Ja, wenn der Mensch allein is! Allein soll man nicht sein, schon in der Bibel steht es! Krißchan is nu auch schon sieben Jahre Witwer, jetzt hat er's satt. Ein Mensch, wie'n Kind, so weidmütig. Un denkt gar nicht an sich. Die Matthies Waise, sagt er, thut mir doch zu leid, is nu wieder allein. Den Jungen is sie los, das große Mädchen kann nu auch bald in 'nen Dienst gehen, und wenn sie das Haus erbt, wie soll sie das alleine machen und bei der Arbeit nach dem Rechten sehen? Dazu braucht sie 'nen Mann. Und ich bin so einer, den sie brauchen kann. Geh hin und jag ihr, daß mir's leid thut und daß ich sie vom Fleck weg nehme. Und sein Ernst is es! Er is ein guter und rechtschaffener Mensch!“

Die Rede war zu Ende; die Lürßen lehnte sich an, faltete die Hände im Schoß und guckte die Jüngere an.

Die war voll Kummer nach den letzten Ereignissen, aber jetzt suchte es doch um ihre Lippen. „So gut is er, Ihr Bruder Krißchan, daß er mich nehmen will, trotzdem ich, seiner Meinung nach, auf 'nen grünen Zweig gekommen bin und das Haus erbe? Ja, er ist wirklich gut, und hier wäre dann ein ganz hübscher Ruheplatz, was? Sommers da auf der Bank und im Winter am Ofen? Und die Frau arbeitet jahraus, jahrein. Mit der Arbeit soll's der Krißchan nie so überlastet genommen haben, sonst wäre er auch wohl auf 'nem grünen Zweige, was? Lürßen Waise, ich will's mal überlegen!“

Die Zuhörerin hatte große Augen gemacht, sie verstand nicht alles, nur das Lob.

„Ja'n guter Mensch is er, und drum sollten Sie sich nicht lange bedenken.“

„Und wenn die Degeners-Tante es schließlich doch nicht schriftlich gemacht hat — wie dann?“

„Ja — ja, dann wäre es wohl noch was anderes.“ Sie hustete.

„Also lieber nichts übereilen — was?“ jagte Lise wieder mit dem eigentümlichen Lächeln.

„Wer kommt denn da?“ Die andere legte die Hand über die Augen.

„Das is doch 'n Fremder! Kommen denn jetzt schon Kurgäste?“

Daß man Wilrode zur Sommerfrische machen wollte, das war der letzte Verdruß der alten Schneiderin gewesen. Sie hatte weidlich auf den neuen jungen Bürgermeister geschimpft, der einen Verschönerungsverein gegründet hatte, während Lise bereits einen Geschäftsausschwing kommen zu sehen glaubte.

Ein kleiner starker Mann war's, der in geringer Entfernung von den Frauen einen vorbeilaufenden Knaben etwas fragte. Der steckte die eine Hand in den Mund und deutete mit der andern nach dem Hause mit dem frischen Anstrich.

„Wahrhaftig, er will hierher!“ jagte die Lürßen und richtete sich fernzengerade auf. Lise stand in ruhiger Erwartung da, sie war gewöhnt worden mit allerlei Leuten zu verkehren.

Nun zog der Mann den Hut ab; in Frau Lürßens Augen war es ein feiner Herr, denn er hatte einen guten Tuchrock an. „Hier hat Fräulein Luise Degener gewohnt, wie man mir sagt,“ fing der Fremde an. „Ist so schnell gestorben, aber alt geworden; man kann ja nicht wissen, wie hoch man's selber bringt. Ich bin nämlich ihr einziger noch lebender Verwandter, habe ein Handschuhgeschäft in Hildesheim — heiße auch Degener, Franz Degener.“

Lise Matthies machte eine Bewegung nach der Thür. „Wollen Sie nicht eintreten?“ Zu gleicher Zeit rückte die Lürßen auf der Bank weiter und jagte: „Hier is es auch hübsch, in freier Luft, nicht wahr?“

Der Mann nahm dies Anerbieten an und setzte sich, umständlich an seinem Hut wischend und dann mit einem „Erlauben Sie“ sich den Kopf wieder bedeckend, nieder.

„Drinnen ist doch wohl alles versiegelt und aufgeschrieben?“

„Das Eigentum von Tante Luise, ja!“ jagte Lise mit einem leisen Seufzer.

„Haben sie Tante' genannt — sind wohl die Person, welche die Verstorbene in den letzten Jahren zu sich genommen hatte?“ Es war etwas Prüfendes in seinen Blicken.

„Wir zogen zu einander und arbeiteten gemeinsam,“ antwortete Lise, „jede für ihren eigenen Vorteil.“

Der Handschuhmacher rief sich die Hände.

„Nu ja, nu ja“ — er hustete. „Das mag ja nun mal so sein, und man kann's nicht so genau nehmen. Wen brauchte die alte Person am Ende, und meine Frau und eine von meinen Töchtern konnte ich ihr nicht schicken. Die sind auch ein besseres Leben bei uns in der Stadt gewöhnt.“

„Ach, lieber Gott, freilich,“ beeilte sich die Lürßen mit Zuverlässigkeit zu sagen, „bei uns sind nur kleine Verhältnisse, sozusagen, wir sind nur auf'm Lande.“

Lise hatte die Hände übereinander gelegt und sah dem Manne mit den verschwommenen Zügen und den zusammengekniffenen Augen fest ins Gesicht. Sie fühlte, er war da, um ihr Unheil zu bringen. So mußte sie denn fest und gewappnet sein.

„Im Auge gehabt habe ich von weitem die Tante Degener immer, das ist ja Christenpflicht, und dann ist man der Nächste dazu und der einzige Erbe.“

„Hm! hm!“ machte die runde Frau an seiner Seite und blickte nach Lise hinüber; sie schien geneigt zu lachen.

„Davon hat die Tante allerdings nichts gemerkt,“ jagte die Witwe. „Sie dachte immer, sie wäre vergessen, und dann ist die Verwandtschaft ja kaum noch so zu nennen.“

„Immer gefeiert, ganz gefeiert,“ antwortete der Handschuhmacher und hängte den Kopf auf eine Seite. „Ich habe mich darüber zur rechten Zeit informiert. Frau Matthies heißen Sie? Ja, darüber habe ich mich auch informiert, schon lange. Und weil wir nichts Ungünstiges hörten, so legten wir auch nichts in den Weg, nämlich, daß Sie hier im Hause waren!“

Lise stieg die Röte ins Gesicht. „Luise Degener war ihr eigener Herr und konnte thun und lassen, was sie wollte.“

„Sie hielt aber auf ihren Namen und hätte wohl auf ein Wort von dem gehört, dem er auch zukommt, von Franz Degener. Nu, das is nu, wie es is, Sie sind jahrelang zusammen gewesen, und Ihr Nachteil wird es nicht gewesen sein.“

„Für uns beide war's Vorteil,“ fiel Lise scharf ein. „Auch die Degeners-Tante hat noch zurücklegen können.“

„Was mich freut! Sieh mal an, was mich freut!“ jagte der Handschuhmacher. „Denn es kommt mir und meinen Kindern zugute. Ein Familienvater muß auf alles sehen! Ich bin nämlich heute früh schon auf dem Amte gewesen und habe meine richtigen Papiere vorgezeigt, daß ich ein Verwandter bin und nach Auskunft verlangt, ob ein Testament da ist. Und das ist nicht da, und so geht alles nach dem Gesetze. Ganz nach dem Gesetze — ja!“

Er hängte den Kopf auf die andere Seite mit einer Art von Duldermiene.

„I du meine Güte!“ Die Lürßen schlug schallend in die Hände. „Dann wäre es doch nicht dazu gekommen, daß sie es festgemacht hätte? Aee, so was! Lise, fallen Sie man nicht um vor Schrecken! So was muß einem ja in die Glieder gehen! Ich bin doch halbtot, und was soll nu Krißchan sagen, der — der —“

Über Lise stand aufrecht, wenn auch ein wenig blässer als vorher, blieb ihr Gesicht doch ruhig. „Nach dem Gesetze,“ jagte sie. „Es mag wohl sein! Nach dem Willen der Tante Degener würde ihre kleine Hinterlassenschaft mir und den Kindern gehört haben — sie hatte oft beabsichtigt, das giltig zu machen — ich habe die Hand nicht dazu bieten mögen — nun muß es auch so recht sein!“

„Das wäre ja geradezu sonst Erbfeindschaft gewesen. Ein anderer Wille wird sie gekent haben, zum Rechten, daß sie der Blutsverwandtschaft das nicht anthat — das nicht —“ Und diesmal blinzelten die kleinen Augen des Salbungsvollen den Wolken zu.

„Herrje, Herrje, ich kann mich doch gar nicht erholen,“ keuchte die Lürßen. „Krißchan hat es mit eigenen Ohren gehört gehabt — so was!“

Aus Linsens Seele war die frohe Melodie gewichen, nun kam das alte bittere Wort, welches sie schon einmal gehört hatte: Auf der Straße! Wieder auf der Straße!

Der Handschuhmacher stand auf, trat in einige Entfernung von dem Hause und betrachtete es. „Ganz nett, sauber, weit von dem Mittelpunkt, aber ganz nett! Wenn ich nur bald 'nen Käufer finde!“

„Das is nicht so leicht,“ jagte die Lürßen und steckte ihr Tuch über der Brust wieder zu. „Hier is so 'ne verlorene Gegend, wer soll sich denn da ankaufen? Und ich wüßte keinen! Is kein Geld im Orte! Krißchan und ich wissen nämlich alles, uns wird alles zugetragen. Dadran denkt keiner. Wie weit is es allein vom Bahnhofs!“

„Oder —“ Die Miene Degeners sank wieder ein wenig herab. „Bermieten?“

„Ach — wer soll's denn mieten?“ schrie die Lürßen, die einen Groll gegen den Mann gefaßt hatte, der gekommen war, die roßigen Pläne ihres Bruders zu zerstören. „Hier auf die Abgunst wollte sich wer setzen? Das konnten nur so'n paar Frauzimmer wie die beiden, die drin saßen. Aee, wenn Sie nicht herziehen —“

Er schüttelte den Kopf. „Ich könnte es Frau und Kindern nicht zumuten, und mein Geschäft —“

„Dann lassen Sie's man leer stehen!“ riet die Lürßen mit einem höhnischen Lachen und schickte sich zum Gehen an.

„Gebatterin,“ jagte Lise, und sie konnte dabei lächeln, „nun ist's doch gut, daß ich nicht gleich, ja' gefragt habe — was?“ Dann wandte sie sich an den Mann. „Vielleicht wollen Sie Ihr Haus nun auch mal drinnen sehen?“

Er folgte ihr langsam über die Schwelle.

„Eine dumme Lage! Die Frau hatte ja recht, wer wird denn das kaufen oder mieten?“

Wieder auf der Straße? Durch Linsens Kopf schoß ein rascher Gedanke. Sie glaubte an die Zukunft des idyllisch gelegenen Wilrode als Luftkurort, sie hatte sich früher in ihren Annahmen nicht getäuscht, als es für sie auf Erwerb sinnen hieß. Mit ihren klugen, umschleierten Augen sah sie den mißmutigen Mann an.

„Wenn Sie billig sein wollen, so miete ich das Häuschen auf ein paar Jahre.“

„Das wäre —“ Wirklich, es wäre ein Ausweg für ihn. Er beschloß, das bewegliche Besitztum der Witwe zu besichtigen.

(Schluß folgt.)

### Internationale Frauenbilder.

Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

#### 2. Alice.

Sie werden dies unscheinbare, frühgealterte Antlitz mit den übergroßen, seelenvollen Augen lieben, wenn Sie seine Geschichte kennen!

Sie war zu St. Louis im Staate Missouri geboren, als drittes Kind eines Fabrikarbeiters. Der Besitzer dieser Thonwarenfabrik überraschte einst die sechsjährige Alice, wie sie in dem Abraum Thonerde knetete und die Pferde vor den Karren nachbildete. Er war demnach entzückt von den kleinen Kunstwerken, daß er ein großes Talent in dem Kinde witterte und sich erbot, es zu erziehen und auszubilden zu lassen.

So genoß Alice einen mäßig guten Schulunterricht. Mit fünfzehn Jahren kam sie in das Atelier eines amerikanischen Bildhauers zu Boston, der ihr eine große Zukunft prophezeigte. Fünf Jahre später schickte ihr Gönner sie nach Italien, damit sie sich bei den besten römischen Meistern in ihrer Kunst vervollkommnete; aber sein plötzlich erfolgter Tod machte ihrem Studium ein jähes Ende und brachte sie in die Lage, für den Erwerb zu arbeiten — früher als sie vorausgesehen hatte.

Sie richtete sich als selbständige Künstlerin ein, auf das allerbestehende, und beschränkte sich auf das „kleinere Genre“, wie Statuetten und Medaillons, die ihr von mehreren Kunsthändlern als gangbare Artikel empfohlen und schließlich verkauft, wenn auch schlecht bezahlt wurden.

Im Laufe der Zeit hoffte sie Aufträge zu bekommen; die ließen indes lange auf sich warten, und als sie endlich kamen, spärlich genug, hatte Alice schon das Darben gelernt und einen guten Teil von ihrer Jugend und Gesundheit verarbeitet.

Auf den Rat einer deutschen Familie, die vorübergehend in Rom weilte, siedelte die Künstlerin nach Berlin über, wo man sich allerdings für ihre Werke lebhaft interessierte, wo aber der Absatz ein doppelter sein mußte, wenn sie dabei bestehen wollte.

Hier lernte ich sie kennen, unermüdlich fleißig, gebuldig, hoffnungsvoll und voll Liebe für ihre Kunst. So oft eine unter ihren Kolleginnen und Freundinnen schwach werden wollte, in dem recht schweren Kampf ums Dasein, dann war es Alice mit ihrer Kinderstimme und ihrem gebrochenen Deutsch, die ihr Mut zusprach. „Wenn sich unsere Berechnungen falsch erweisen im Leben und unsere Voraussetzungen täuschen, so bleibst uns noch das große Unverhoffte, was der liebe Gott sich für den ‚Notfall‘ seiner Menschen vorbehält,“ pflegte sie zu sagen in ihrer unerschütterlichen Zuversicht.

Eines Tages klopfte das „große Unverhoffte“ in der That an bei der armen, abgearbeiteten Bildhauerin, die große Quantitäten von Thee zu sich nahm, um sich frisch und „kräftig“ zu erhalten, wie sie sagte. Die Stadt St. Louis wollte sich einen Springbrunnen zulegen, zur Verzierung eines neuangelegten Platzes, und erließ zu diesem Zwecke ein Konkurrenzschreiben an die amerikanischen Künstler im In- und Auslande. Alice, die ohne große Erwartung eine Zeichnung eingekauft hatte, erhielt den Auftrag mit einem Honorargebot von 15 000 Dollars.

Sie kam uns entgegen in ihrem geräumigen, leeren Atelier, dessen hinterster Winkel ihr als Wohnung diente — die kleinen, nervösen Hände grau von einer weichen Gipsmasse, die milden Augen in einem großen Glanze.

„Heureka!“ rief sie, und die schwächliche kleine Gestalt war von einer Riesenkraft durchdrungen. „Ich würde es ja: Gott und die Kunst lassen keinen im Stich, der sich auf sie verläßt!“

Diese erste große Arbeit brachte neues Leben über sie, absorbierte sie aber demmaßen, daß die übrige Welt nichts von ihr behielt — selbst ihre Intima, die interessante „Sappho“, hatte eine Zeitlang vergebens versucht, sie in ihrem Atelier zu überfallen. Endlich gelang es ihr, mit mir als Verbündeten, nebst einer Theebüchse und den Substanzen zu einem kleinen Frühstück. Sie hätte gehört, Alice wäre bereits körperlos geworden bei ihrem Springbrunnen: sie nährte sich nur noch von Thee und Begeistigung.

Aus dem leeren, öden Atelier war inzwischen eine echte Künstlerwerkstatt geworden, in der das große fertige Modell in hellem Tageslicht prangte: ein großes, kunstvolles Becken mit Nymphen und Amoretten, die sich auf dem breiten Rande reckten und tummelten, und in der Mitte die erhabene Gestalt Neptuns, den Fuß auf einem Fels, aus dem das Wasser quellen sollte! Drei Männer arbeiteten an einem gewaltigen Marmorblock, der bereits den Kopf des Flußgottes trug und hinter dem die Künstlerin in ihrer blauen, mit Marmorstaub bedeckten Schürze zu suchen war.

Einer der Arbeiter mochte sie auf den Besuch aufmerksam gemacht haben. Den Meißel in der Hand trat sie etwas hervor und sagte zerküßt: „Ich bin wirklich sehr beschäftigt! Wenn Sie ein anderes Mal wieder kommen möchten.“

„Fällt uns nicht ein!“ unterbrach Sappho sie energisch. „Wir wollen dich füttern. Du siehst fürchterlich verhungert aus.“ Jetzt erkannte sie uns erst. Sie wurde rot vor Verlegenheit: wir möchten es doch nicht übel nehmen.

Das wollten wir auch nicht, doch nur unter der Bedingung, daß wir wieder freien Zutritt hätten und sie sogleich, dort hinter dem Vorhang, der ihr Boudoir vorstellte, mit uns frühstückte! Sie sollte auch ein paar Tassen schönen, frischen Thee zu einer Mark fünfzig das halbe Pfund abbekommen.

Sappho fand eine haarsträubende Unordnung hinter dem Vorhang: fortan wollte sie die Wirtschaft führen! Sie begann damit, den Marmorstaub in Schichten von dem plunderigen Kanapee zu wischen und einem wackeligen Tisch auf seine drei Beine zu helfen. Das ging alles in genialer Eile vor sich, während Alice auf dem Kanapee saß, die glänzenden Augen ins Weite gerichtet — durchsichtig, zum Gedanken vergeistert. Ihre feine Kinderstimme schien in der engen, schwachen Brust erdrückt zu sein, nur ihre Augen sprachen von so tiefen, erhabenen Dingen, daß wir eingeschüchtert kaum wagten, sie zu unterbrechen. Die belegte Semmel, welche Sappho ihr auf eine stellvertretende Untertasse gelegt, schob sie abweisend beiseite: „Ich danke wirklich! Ich habe —“

Die neunte Tasse deines Familienthees getrunken! Wir wissen,“ ließ Sappho sie nicht ausreden. „Vorzüglich das gegen Schläffucht, aber nichts gegen den Hunger. Das einzige Mittel, uns los zu werden, Amerika, ist, daß du wie ein vernünftiger Mensch frühstückst!“

Die Mahnung half. Alice nippte von dem Wein welchen wir unterwegs erschwingen hatten, und biß einigemal in ihr Brötchen. Pflöchtig ließ sie die gute Hälfte davon auf den Tisch fallen und sagte erschrocken: „Wollt ihr mich mästen? Welcher Mensch kann mit vollem Magen was schaffen? Ihr thut, als ob mein Springbrunnen nicht fertig zu werden brauchte und ich die schönen ‚Fünftehtausend‘ nicht nötig hätte!“

„Ist du ruhig deine Semmel, Amerika!“ entgegnete Sappho mit bitterem Humor: „Leerer, als deine Taschen sind, können sie nicht werden.“

„All right! Aber siehst du, das Glück hat immer Eile. Man muß es im Fluge festhalten. Es sprach zu mir: ‚Da bin ich, arme Kreatur! Kannst du mich greifen?‘ Natürlich kann ich. Ihr werdet sehen! Ruhm — Reichtum — die Hoffnung, meine Heimat wiederzusehen, das alles liegt jetzt in meiner Hand: sollte ich es mir müßig entfallen lassen?“

Damit waren wir entlassen. Sappho machte dem großen, weißen Neptunmodell eine Faust: „Vampyr! Du nährst dich von ihrem Herzblut.“

Etwa sechs Wochen später hatten wir beide uns zu einer Plauderstunde in der Dämmerung bei unserer Freundin eingefunden. Alice, die, wenn sie nicht an ihrem Werke arbeitete, es doch nicht aus den Augen ließ, ruhte matt auf dem plunderigen Kanapee, welches vor den Vorhang gerückt worden war. Der bleiche Meerott ließ ihr keine Ruhe! Bei dem unbestimmten Zwielicht schimmerte er wie eine weiße Riesengestalt in stummer Erhabenheit; ein geisterhaftes Leuchten ging von ihm aus: es war, als ob er sich regte unter dem sich verdichtenden Schleier der Dämmerung und hervortreten wollte an das große Tageslicht, das langsam erlosch.

Sappho revidierte nebenbei den Haushalt. Sie erkundigte sich nach der Theebüchse — dem Gegenstand ihrer fortwährenden Sorge. Alice erinnerte sich nicht, wo sie ihr zum letztenmal im Wege gelegen: heute morgen hätte sie aus ihr geschöpft. In irgendeinem Winkel würde sie wohl aufzutreiben sein. Sie wäre nie zu finden, wenn man sie brauchte. Sappho mochte sich nicht bemühen: sie mußte noch gut halb voll sein, diese „Unentbehrliche“!

Sappho traute dem Frieden aber nicht; sie stöberte die Theebüchse neben einem niedlichen Delphin an dem Rande des Brunnenbeckens auf: „Höre, Amerika! Das Ding ist von einer unheimlichen Leichtigkeit. Bist du vorschriftsmäßig mit ihm umgegangen?“

„Ich weiß es wirklich nicht!“ stammelte Alice wie ein gescholtenes Kind: „Ich werde wohl vergessen haben, nachzugehen.“

Sappho hatte nämlich ein Plakat an die Wand geklebt mit großen, rotgemalten Ziffern: „Täglicher Theekonsum für die Bildhauerin Alice Moore: Tassen 3 des Vormittags, 4 des Nachmittags, 2 des Abends, Summa: 9 Tassen Thee. Gez. Die gesunde Vernunft.“

Groß genug war es, um der Delinquentin beim Arbeiten ins Auge zu fallen, wenn sie nur Augen gehabt hätte für etwas anderes als ihren Springbrunnen.

„Amerika, die Büchse ist leer!“ rief Sappho. „In zehn Tagen zwei Pfund Thee! Unerbört! Bei dieser methodischen Blutvergiftung vertrinkst du deine glorreichen Fünftehtausend pränumerando in Chinakraut.“

„Laß nur!“ sagte Alice sanft: „Ich klappe sonst vor der Zeit zusammen, und mein Neptun ließe mir im Grabe keine Ruhe.“

Mit diesem Ton, dieser lächelnden Ergebnisheit nahm sie einen die Luft, ihr Vorwürfe zu machen.

„Wenn St. Louis wenigstens so vernünftig wäre, für guten Thee zu sorgen, oder auf den Gedanken käme, daß Künstlerinnen zuweilen Geld brauchen,“ grollte Sappho, die Augen voll Thränen.

Alice geriet in eine große Verlegenheit: sie hätte vergessen, uns mitzuteilen, daß man neulich aus St. Louis angefragt, ob sie die Hälfte des Honorars im voraus ausgezahlt zu haben wünschte. Sie hätte sich geheut, ja zu sagen — aus reinem Hochmut — denn sie wollte erst mit eigenen Augen schauen, daß das ganze Werk so gut ausfiel, wie ihr geliebter Neptun.

Natürlich, das alles mit dem Hintergedanken, daß ihre Freunde sie inzwischen nicht verhungern lassen würden!

„Ich haschte sprachlos nach ihren kleinen nervösen Händen; Sappho fiel vor ihr nieder und drückte das Gesicht in ihren Schoß.“

Das Antlitz der Bildhauerin verklärte sich in dem schönen, großen Feuer ihrer eigenen Seele.

„Girls — friends — was seid ihr treu! Und ich — wie hab' ich es gut auf der Welt, viel besser, als ich es verdiene.“

„Beim Darben und sich zu Tode arbeiten hat sie es gut!“ rief Sappho bitter.

„Aber Liebste! Entbehren und Arbeiten — das allein macht den Menschen frei und stark. Was denkt ihr wohl? Aus der Unwissenheit und Niedrigkeit eines Arbeiterkindes habe ich mich ausschwingen dürfen zur Bildung — zur schönen, erhabenen Kunst. Hätte mein Leben einen edleren, größeren Zweck haben können? Ach, Sappho, wie kannst du mir um mich weinen? Bin ich nicht zu beneiden?“

Diese Nacht hatte Alice einen schönen Traum: ein goldener Kahn trug sie in die Heimat — auf dem großen Weltmeer, blau und still wie der Sommerhimmel Italiens. Ihr voran, auf der schimmernden Unendlichkeit der See, schwebte Neptun in seiner großartigen, weißen Schönheit; Nymphen, Amoretten und Delphine umtanzten sie bei dem großen goldenen Schein ihres Fahrzeuges, das breite Strahlen schoß, wie die Sonne. Pflöchtig wurden die alle zu Engeln mit langen, glänzenden Flügeln, sie hoben sie auf und trugen sie empor in den blauen Aether, weit und ohne Ende, bei dem sanften Rauschen des Meeres, das langsam unter ihr versank in seiner eigenen, unergründlichen Tiefe.

Eben war ein Telegramm nach St. Louis abgeschickt, um die Vollendung des Springbrunnens anzuzeigen.

Auf das Drängen ihrer Freunde und Kollegen blieb das Kunstwerk drei Tage in dem Atelier der Bildhauerin aufgestellt für einen auserwählten Kreis von Künstlern und Kunstlern. Der Springbrunnen wurde als ein Meisterwerk an-

erkannt und bewundert — wer aber einen Blick auf die hinfällige, sieche Gestalt der Künstlerin warf, in ihr durchsichtiges Antlitz und ihre großen, unnatürlich glänzenden Augen, dem erstarrt jedes laute Wort des Beifalls auf der Lippe. Doch die seuchten Blicke sagten der armen Alice mehr, als gesprochen oder geschrieben werden konnte über ihr großes Werk: sie war so glücklich, daß sie ihr eigenes Glück kaum faßte!

Das Gehen und Kommen der Leute griff sie indes dermaßen an, daß Sappho sie schon den zweiten Tag in ihrem Atelier vertreten und dem Zufluß wehren mußte. Alice war außer stande, das Kanapee zu verlassen. Da ruhte sie still, in dem Gedanken an ihr Kunstwerk und ihre Heimat — die sie nun wiedersehen sollte!

Einmal plötzlich erfaßte sie das Heimweh, eine dumpfe, töbliche Angst: wie, wenn alles zu spät käme, Ruhm und Reichtum? Wenn sie in der Fremde sterben mußte mit der großen, ungestillten Sehnsucht nach der Heimat?

Den Nachmittag war es klar und kalt gewesen; gegen Abend fing es an zu schneien. Es wurde so dunkel, daß man schon um vier Uhr die Leute abweisen mußte; außerdem machte Alicens Zustand uns große Sorge. Stundenlang hatte sie, ohne sich zu regen, die Augen halb geschlossen, wie ein Wachsbild gelegen; ihr Atem flog, hin und wieder hörte man ein pfeifendes Röcheln. Mit einemmal richtete sie sich auf, griff mit der Hand in die Luft und fiel mit dem Oberkörper vornüber. Sappho fing sie in ihren Armen auf, aber auf der Decke blieb ein großer dunkler Blutfleck zurück.

Ich rief den ersten besten Arzt zu Hilfe. Als der kam, hatte Alice sich etwas erholt; sie schaute ihn verwundert an mit ihren glänzenden Augen: „Es ist schon vorüber, Doktor! Eine kleine Schwäche. Die kommt wohl, wenn man sich ein bißchen überarbeitet. Verschreiben Sie mir eine kleine Stärkung. Ich will nämlich in diesen Tagen nach Hause reisen?“

„Weit?“ fragte der Arzt.

„D nein — nach Amerika.“

In der Miene des Arztes stand wenig Gutes zu lesen. Er verschrieb, ich weiß nicht was, und versprach morgen in aller Frühe wiederzukommen.

Die Arznei wirkte beruhigend auf Alice. Sie schlief ein. Nach einer Weile erwachte sie, ihre sonst so sanften Züge zogen sich wie in innerem Schmerz zusammen: „Seid ihr noch da? Wie gut! Es ist aber ganz dunkel.“

Sappho hatte die Lampe hinter den Vorhang gestellt. Durch das Halbdunkel schimmerte der große Springbrunnen mit dem Neptun, hoch überragend — eine riesige Geistererscheinung, emporsteigend aus dem Schoß der Nacht.

Unverwandt starrte Alice auf die weiße Riesengestalt, die durch das Dunkel leuchtete in ihre Seele — wo es Nacht werden wollte.

„Morgen früh kommen die Männer, um ihn zu verpacken,“ sagte sie sehr leise, denn das Sprechen fiel ihr schwer. „Daß ich nur nicht die Zeit verschlafe! Wißt ihr — wir wollen ihn illuminieren: mein Neptun muß Licht haben.“

Sappho suchte in der That sämtliche vorhandenen Lichtstummeln zusammen, die sie, wo es ging, um den Springbrunnen anzündete: wenn sie gekonnt, hätte sie den Mond vom Himmel herunter geholt!

Aber Alice seufzte unzufrieden: „Wie armelig für einen unsterblichen Gott! Geh, Sappho, das ist nichts! Licht, schaffe Licht her! Licht sollte die Menschheit frei haben.“

„Warte!“ sagte Sappho mit einem verzweifelten Humor: „Ich werde mal sehen, ob die Leute unten im Keller mir ein Pfund Stearinkerzen pumpen — auf deine 15 000 Dollars.“

Das thaten die — wenn auch nicht gerade zuvorkommend. Sappho zündete sie triumphierend an: sie brannten und flackerten um den großen Springbrunnen, und Neptun in seiner gewaltigen Höhe schaute stumm auf die erbärmlichen paar Flämmchen. Auch Alice — erst wie verklärt, als ob jede Kerze ein Stern wäre, dann stieg langsam ein düsterer, tödlicher Schmerz in ihren Zügen auf.

„Mehr — noch mehr!“ stammelte sie mühsam. „Eine Sonne — für meinen Neptun! Tausend — fünftehtausend Lichter — morgen — kann ich sie bezahlen.“

Pflöchtig ließ ein Beben, ein furchtbares Erschauern durch ihren morchen Körper. Ich hielt sie aufrecht, ich fühlte das Raufen des Todes!

„Ach — öffnet das Fenster!“ hauchte sie. „Luft — Luft! Bringt meinen Neptun — meine Heimat!“

Ein qualvolles Zucken und Ringen! Schwer, schwer löste sich die große Seele von dem Irdischen. Aber es dauerte nicht lange, dann breitete die alte stille Verklärung sich über ihr Antlitz und blieb haften, schöner als je; sanft schlossen sich ihre Augen; ihr Haupt sank zurück — wie zum Schlummer.

Da polterte es die Treppe herauf; Schritte tappen auf dem dunklen Flur; die Thür thut sich auf.

„Eine Depeche für die Bildhauerin Alice Moore! Geld — aus Amerika — 15 000 Dollars, 60 000 Mark!“

Am Fuße des zerlumpten Kanapees erhob sich Sapphos dunkle Gestalt, feierlich, majestätisch wie der Engel des Todes. „Sie ist eben gestorben!“ spricht sie, daß der Mann in der Thür erschauert.





## ALLERSEELEN.

Du hast das Weh mir in die Brust ge-  
gossen,  
Das wühlt und wühlt,  
Und meiner Thränen Flammenquell er-  
schlossen,  
Der nie verkühlt.  
Elisabeth, du Maid im goldnen Haare,  
Wie himmlisch blühten deine zwanzig  
Jahre,  
Die Wange, die der Monatsrose glich,  
Und ach, dein Lächeln süß und wonniglich!

Nun wall' ich einsam durchs verlorne Leben  
Auf ödem Pfad.  
Mir sagt's der Seele schmerzbevolln'es Wehen:  
Der Abend naht.  
Was ich dereinst im Morgenrot besessen,  
Wohl strahlt es fern, doch kann ich's nicht vergessen,  
Und ewig wechselnd bringt mir so die Zeit  
Jahraus jahrein das alte Herzeleid.

Ruh' hier am Grab, tiefdunkles Kranzgeflecht,  
Und wele nicht!  
Ach, daß ein Lenz mir endlich Heilung brächte  
Zu ew'gen Licht!  
Geduld! Der Stern der Gnade wird erscheinen!  
Er stillt mein heißes, gramverlorne Weinen;  
Sein Schimmer löst, was mir die Seele traf,  
Barmherzig aus im letzten langen Schlaf.  
Ernst Eckstein.

### Wandlungen im Frauenleben.\*

Wo ist sie hin die gute alte Zeit, da das Spinnrädchen summend am Kamine stand und die fleißige Hausfrau, rastlos das Mädchen drehend, den feinen Faden durch die Hand zog? Wie dann das feine Gespinnst zum Webestuhl wanderte und, nachdem es in der Sonne sorgfältig gebleicht, als schneeweißes Leinen Spinde und Läden füllte, das erzählten noch heut die Dichter und die Chronisten vergangener Tage. Die Großmutter oder die Urahnin saß abends im weichen Lehnstuhl und strickte von der Wolle, die die Mägde gesponnen, warme Strümpfe und Jacken für Hausherrn und Kinder, während die Töchter mit fleißiger Nadel alles fein säuberlich selbst nähten, was zur Kleidung und zum Haushalte gehörte. In dem letzteren gab es der Arbeit tagsüber in Hülle und Fülle, denn alles mußte helfen — Mutter, Töchter und Gesinde, um die Lebensbedürfnisse herzurichten und mit der Hände Arbeit herbeizuschaffen. Bis ins kleinste erstreckte sich die Thätigkeit der echten deutschen Hausfrau, denn auf größere Hilfsmittel von außen hatte sie bei ihren wirtschaftlichen Besorgungen noch nicht zu rechnen gelernt.

Fast wie ein Märchen erscheint uns Kindern einer neuen Zeit diese Beschreibung jener bescheidenen Häuslichkeiten, jenes Wirkungskreises der Frauen mit ihrem echt weiblichen und doch so engen Horizonte. Wie ganz anders ist es heut geworden! Wo früher der Hände Arbeit unerlässlich schien, ist es heut die Kunst der Mechanik geworden. In fast unglaublicher Mannigfaltigkeit und Ausdehnung hat die Industrie und die Erfindung sich des reichen Feldes bemächtigt, welches die mit der fortschreitenden Civilisation mehr und mehr sich steigernden Lebensbedürfnisse ihr boten. Die Ausnutzung des Dampfes und der Elektrizität, wie die durch geniale Erfindungen vervollkommnete Technik und Mechanik, die heut Millionen von Arbeitern Beschäftigung giebt, drängen die einfache Handarbeit immer mehr zurück und machen ihr die Konkurrenz durch billige Massenfabrikation fast ganz unmöglich.

Dieser vor einem Zeitraum von 200 Jahren noch ungeahnte Fortschritt hat auch eine Wandlung in dem häuslichen Leben der Frauen hervorgerufen, die, so sehr sie von den Schwärmern für sogenannte echte Weiblichkeit bedauert wird, doch eine so thatsächliche ist, daß wir mit ihr zu rechnen haben und dieses auch, im Grunde genommen, nicht für ein Unglück halten.

Der Frau bleibt eben heut durch die vereinfachte Haushaltsführung mehr Zeit, an sich selbst zu denken. Wohl ihr, wenn sie dieselbe gut anzuwenden versteht! Es bleibt ihr so manche freie Stunde, die sie sonst im engen Getriebe der zahllosen häuslichen Pflichten nicht erübrigen konnte, und wir müssen es sogar als eine glückliche Wendung begrüßen, daß es so ist, denn nur so wird es der Frau möglich, auch ihrerseits den Anforderungen einer neuen Zeit zu genügen.

„Die Stellung der Frau in der Familie kennzeichnet den

\* Wir entnehmen diesen Artikel dem im Verlage von L. Dehninge (Berlin) erschienenen Buche: „Unsere jungen Mädchen und ihre Aufgaben in der Gegenwart“ von A. Klapp, um durch diese Stichprobe den zeitgemäßen und anregenden Inhalt der Keinen Schrift zu illustrieren, die wir allen Eltern als Lektüre für ihre jungen Töchter nur aufs angelegentlichste empfehlen können.  
Die Red.

geistigen Standpunkt des Mannes.“ Dieses Wort galt vielleicht auch schon ehemals, aber umgekehrt wurde es wiederum nicht verlangt, daß die Frau und die Töchter des Hauses selbst eine entsprechende geistige Ausbildung erlangten, die sie befähigte, das Haus auch nach außen hin würdig zu vertreten, dem Hausherrn nicht allein verständige Beraterinnen in praktischen Dingen zu sein, sondern auch an seinen geistigen und öffentlichen Interessen Anteil zu nehmen.

Diese Art von Gleichstellung der Frau mit dem Manne wurde als ihren Anlagen und ihrem natürlichen Berufe nicht entsprechend angesehen. Wo nicht der einmal angeborene, gesunde Menschenverstand sich Bahn brach und in richtigem Urtheil sich zu erkennen gab, verhielten Frauen und Mädchen sich vollkommen passiv bei allen Fragen und Fortschritten, welche das geistige Leben der Zeit kennzeichnete, löste und aufwarf. Für sie existierten eben nur häusliche Pflichten, wirtschaftliche Kenntnisse und Fertigkeiten, und nur in ganz seltenen Fällen, wie im Mittelalter in Klöstern und Stiften, und in späterer Zeit, in besonders hochstehenden Familien, fand man reichbegabte und strebsame Frauen, denen es möglich wurde, sich außerordentliche, wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen.

Wir haben, Dank der Entlastung auf wirtschaftlichem Gebiete, heut andere Anschauungen von weiblicher Fähigkeit und Ausbildung, ja es bricht sich ganz allmählich, aber unumwiderstehlich die Ansicht Bahn, daß das Mädchen heut ebenso gut unterrichtet und ausgebildet sein müsse, wie der Knabe, und daß man ihre besonderen, natürlichen Anlagen nicht mehr verkennen lassen und ihr das Recht verjagen dürfe, diese für die Menschheit nutzbar zu machen.

Die in stetem, wenn auch langsamem Fortschritt zur Vervollkommnung begriffenen Mädchenschulen, die bereits in einigen Staaten gewähre Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium, das unausgesetzte Petitionieren darum in Deutschland und Oesterreich und die verschiedensten Kunstinstitute für weibliche Kunstbessere zeigen zur Genüge die Richtung, welche die weibliche Bildung genommen hat, und legen zugleich ein Zeugnis ab für ihre Notwendigkeit. Daneben bestehen Frauenvereine, wie der Allgemeine deutsche Frauenverein in Leipzig, der Verein „Frauenwohl“ und der Lette-Verein in Berlin und zahlreiche andere, welche für die geistige Hebung und die Ausdehnung der Erwerbsfähigkeit der Frauen segensreich wirken und immer mehr Erfolge erzielen werden. Ein unumwiderstehlicher Drang, sich geistig wie materiell, individuell ganz auszuleben, charakterisiert unsere heutige Generation, wenn dieses Streben auch noch in unvollkommener Weise sich bemerkbar macht und viele Uebertreibungen und Auswüchse zeitigt.

Auch die Frau empfindet, vielleicht oft nur instinktiv, diese mächtige Neigung in ihrer Seele, die sie treibt, ihre Kräfte und Fähigkeiten zu üben, auszubilden und zu verwerten. Das Mädchen, das diesem Streben in der Jugend schon, in edelster Richtung, hat Folge leisten dürfen, wird nichtsdestoweniger eine vortreffliche Hausfrau und Mutter werden, wenn man sie nur gelehrt hat, als ersten und heiligsten Wirkungskreis ihr Haus und ihre Familie zu betrachten.

Mit der nötigen Intelligenz und Gemütsbildung ausgestattet, wird sie das Köstlichste, was sie weiß und besitzt, zunächst ihren Kindern geben und nach Maßgabe der Liebe und Achtung, die ihr der Gatte erweist, auch diesen nur beglücken wollen. Eine Frau mit reicher Geistesbildung kann auch in

hochmüthiger Weise ihrem Hause vorstehen, wenn nur mütterliche Anleitung und praktische ökonomische Belehrung sie schon frühzeitig darauf hingewiesen haben. Ihre größere Intelligenz, mit eigener Erfahrung vereint, wird es ihr nur erleichtern, die materiellen Obliegenheiten des Haushaltes zu erfüllen, die beste Erzieherin ihrer Kinder zu sein und die Autorität über Gesinde und Hausgenossen zu gewinnen.

Hat sie neben der allgemeinen Ausbildung gelernt, irgend-einen Beruf auszuüben, ist ein Talent, eine Anlage besonders bei ihr ausgebildet, so ist sie ja gefeit gegen die Wechselfälle menschlichen Schicksals, insofern als sie in Zeiten der Noth ihrer Familie durch Verwertung derselben materiell zu Hilfe kommen kann! Vielleicht würden auch, wenn ihre Ehe kinderlos bliebe, oder wenn ihre Kinder herangewachsen wären, wieder Zeiten kommen, wo ihr Leben von häuslicher Thätigkeit nicht ganz ausgefüllt ist und wo ihr an Bethätigung gewöhnter Geist sich Beschäftigung sucht in weiteren Studien, in ihrer Rußanwendung zum Wohle der Menschheit oder wenigstens eines erweiterten Wirkungskreises.

Diejenigen Frauen aber, welchen es, sei es durch eigenen Willen oder durch unvermeidete äußere Umstände, versagt ist, dem natürlichen Berufe ihres Geschlechtes zu folgen, die nicht ein schützendes Heim, einen sorgenfreien häuslichen Herd haben — sie müssen doch vor allen anderen die Freiheit haben, für sich selbst sorgen zu können, in welcher Richtung sie es immer wollen, um, gleich dem Manne, in ehrenhaftem, nützlichem Berufe der Menschheit zu dienen und ihr Auskommen und ihre Befriedigung zu suchen.

Und wir müssen es leider gestehen, daß, wenn die gesteigerten Anforderungen, die der einzelne heut an Lebensgemüß und Komfort zu stellen sich berechtigt glaubt, immer zunehmen, wenn Einfachheit und Solidität immer seltener werden, daß dann immer mehr gebildete Frauen auf sich angewiesen bleiben werden, da es nicht jedem Manne mehr möglich sein wird, einen eigenen Haushalt auf der nötigen materiellen Grundlage zu errichten! Will man die unschuldigen, weniger begüterten Frauen dieses entgelten lassen, oder diejenigen, die es vorziehen, auf eigenen Füßen zu stehen, ehe sie sich einem ungeliebten Manne verkaufen, indem man ihnen ihre einfachsten Menschenrechte aberkennt, die sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten zu jedem selbständigen Berufe ermächtigen? Das wäre doch ein himmelschreiendes Unrecht!

Man glaube doch nicht, daß die Frau durchaus ihre Weiblichkeit verlieren muß, wenn sie ihren Geist und ihre Anlagen aufs vollkommenste ausbildet und einen sogenannten männlichen Beruf erwählt. Ihre Natur kann sie nicht ändern, und ich kann mir nichts Schöneres, Zweckentsprechenderes denken, als die hochgebildete, gemüthvolle Frau als Frauen- und Kinderärztin am Krankenbette, als Aufsichtsrat an Mädchenschulen und Armenanstalten, als Lehrerin an weiblichen Hochschulen, sowie als Apothekerin im Laboratorium. Man lehre nur im Elternhause schon jedes Mädchen, was wirklich echte Weiblichkeit bedeutet. Daß sie ist: „Bildung des Gemüthes, Pietät für das Alter, Fürsorge für Kranke, Arme und Schwache, Liebe zu Kindern und Gewissenhaftigkeit in Ausübung jeder praktischen Thätigkeit.“ Dann wird in keiner Lebenslage der Frau die echte Weiblichkeit abhanden kommen, selbst wenn sie höheren geistigen Zielen nachstreben und diese glücklich erreichen sollte.  
Henriette Goldschmidt.

### Das Rokoko.

Nachdruck verboten.

Nicht leicht hat eine Kulturperiode eine so verschiedenartige Beurteilung gefunden wie die des Rokoko. Alle Sünden des französischen Hoflebens hat man dem Rokoko aufgebürdet, und man sah fast in jedem Ornament das Element der ausschweifendsten sinnlichen Genußsucht. Auf der anderen

gefälligen Haartracht mit Locken und Zopf, vielfach sogar aus dem natürlichen Haar bestehend, Platz gemacht, die steifen, reichbordierten Brokatgewänder haben den Gewändern aus Atlas und Damast Platz gemacht, aus den Goldstickereien sind Seidenstickereien geworden, der Schnitt ist auch vernünftiger, dem Körper anpassender geworden — das Menschliche tritt mehr in den Vordergrund.

Die Dekorationsweise des Barock, der Zeit unter Lud-

Böcker, namentlich der Chinesen mit ihren faltigen Seidenkleidern, ihren gebrochenen Farben und ihrem Zopfe, Fächer und Sonnenschirm: der Hauptsache nach haben aber rein menschliche Faktoren das meiste hierbei beigetragen.

Man war der ewigen Geziertheit, Gepräuztheit und des Pathos überdrüssig geworden, man besann sich darauf, daß auch der Mensch als solcher noch Rechte hat, die er zu Hause und in Gesellschaft zur Geltung bringen darf. Wenn auch



Eine wichtige Frage. Gemälde von H. Engl.

Seite reizte aber doch das Rokoko in seiner Beweglichkeit und phantasievollen Gestaltungsmannigfaltigkeit zur Nachbildung, und bei diesen Versuchen erkannte man erst, daß hinter diesem scheinbar so leichten und gefälligen Willkürornament eine sehr ernsthafte Arbeit und ein ausgebildeter Formensinn thätig war, daß auch das Rokoko wert ist, gründlich studiert zu werden.

Wenn wir uns die unter Ludwig XIV. übliche Hoftracht vergegenwärtigen und sie mit der seines Nachfolgers vergleichen, so fällt dieser Vergleich entschieden zu Gunsten der letzteren aus. Die gewaltige Perücke ist gefallen und hat einer mehr

wig XIV., hat in den mittleren Schichten des Volkes keinen besonderen Anhang gefunden: sie war eine Palast- und Schloßdecoration und blieb dieses. Das Rokoko fand auch in den Bürgerhäusern Zutritt, und die studierten Decken und Wände, die lustigen Fenster- und Thürumrahmungen, dazu das ganze Möbelwerk des Rokoko zogen in Haus und Hof der einigermaßen begüterten Familien ein.

Es haben zwar einer Einführung der Rokokoformen mit dem, was drum und dran hängt, verschiedene fremde Elemente Vorschub geleistet, wie eine gewisse Kenntnis der ostasiatischen

diese Rechte noch so eng begrenzt und noch so schmal einge- faßt wurden, sie suchten sich doch zur Geltung zu bringen. Am deutlichsten und schlagendsten zeigt dies das Aufgeben des französischen Gartens zu Gunsten des englischen. Im ersteren nur Zwang, Unfreiheit, Unnatur, im letzteren Freiheit, subjektive Empfindung, Eingehen auf die Natur.

Diese Freiheit der Bewegung ist ein Hauptvorteil des Rokoko vor seinem Stilvorgänger. Die Möbel werden in den wirklichen menschlichen Dienst gestellt und auf ein Maß redu- ziert, das mit dem gewöhnlichen Menschenmaß im Verhältnis

steht, die Kommoden, Stühle, Schränke und Tische erfüllen in luftiger Form wirkliche Zwecke, sind keine bloßen Schaustücke mehr. Bei aller scheinbaren Extravaganz macht sich eine gewisse Zweckmäßigkeit geltend in Kleidung, Wohnung und Haus.

Man hat so vielfach zu beweisen gesucht, daß die das ganze Rokoko beherrschenden Stundarbeiten diesen Stil eingeführt haben: vielleicht ist das Gegenteil wahr und haben die Bedürfnisse des Rokoko erst die Stundarbeiten in allgemeine Aufnahme gebracht. Diese so leicht zu behandelnde plastische Masse, in welcher der Dekorateur so recht seine ganze Kunst und Tüchtigkeit zeigen konnte, kam den Anforderungen an eine rasch und schön auszustattende Wohnung in vorzüglicher Weise entgegen und bot von selbst Fingerzeige für eine entsprechende farbige Behandlung.

Wenn eine, so war die Zeit des Rokoko raschlebig. Man wollte sich für vielen Zwang entschädigen und genoss das Leben und die Kunst in raschem Zuge. Von den Theatern weg drangen die Scherzspiele ins Volk, die Kunst sollte erheitern und rasch erheitern, die Natur war da, um genossen zu werden. Gerade rechtzeitig war die Porzellanerde gefunden worden, und die Produkte daraus, ganz besonders die reizenden Figürchen, in deren Darstellung die Bildner des Rokoko das Höchste leistete, suchten dem Kunstbedürfnis der Zeit rasch zu genügen.

Vergleichen wir die Leistungen des Rokoko in den verschiedenen Ländern, so wird man von einem speziell französischen Uebergewicht oder einer solchen Führerschaft nicht sprechen können. Das Rokoko hat sich überall anders entwickelt, am schönsten und wirkungsvollsten aber sicher in Deutschland, vielleicht sogar auch am allgemeinsten. Es ist dies ein Beweis dafür, daß diese Stilart keine bloße Mode war, sondern daß sie eine gewisse Berechtigung in der kulturellen Struktur der Zeit hatte. Das beweist namentlich auch der Schmuck des Rokoko.

Wie in der Tracht überhaupt, so fiel auch in Bezug auf den Schmuck die frühere Ueberladung weg. Vergleichen wir die gleichzeitigen Porträts hervorragender weiblicher Schönheiten oder Standespersonen, so fällt uns überall eine gewisse, geschmackvolle Einfachheit in Bezug auf den Schmuck auf.

Watteau, der Maler des Rokoko, zeigt seine Scherzfiguren fast ohne Schmuck. Ruwehlt malte die Markgräfin von Brandenburg-Ansbach, Christine Karoline, mit einem älteren Schmuck im Haare, Lavigilliere stellt uns seine Tochter dar mit blumengeschmücktem Kopf, Coppel zeigt seine „Kokette“ mit Perlen- und einer Art Halskette, Boucher schmückt seine Blumenverkäuferin mit Perlen und Schleifen und die Kaiserin Elisabeth von Rußland stellt uns Focqué vor, nur mit dem Diadem und Ohrgehängen geschmückt.

In mehr bürgerlichen Kreisen wird aber ein Schmuck beliebt, der bis zur Revolution sich erhielt und der von den bekannten Rokokoformen ganz und gar verschieden ist: es ist dies ein Silber- und Diamantenschmuck in Form von Blumenzweigen. Diese Schmuckgegenstände passen ganz vortrefflich zu den gebrochenen Farben der Kleider und schimmern blühend aus ihrer mehr unheimlichen Fassung heraus, die übrigens stets vollendet zitiert ist.

Neben diesem feineren und zierlicheren Silber- und Diamantenschmuck hat sich ein mehr berberer mit Bergkrystallstücken eingeführt, der namentlich für Schuhspornen benützt wurde. In Verbindung mit der mehr anliegenden Kleidung fand die Chatelaine Aufnahme zum Anhängen von Flacons, Petschaften und Taschenuhren, die in dieser Zeit durch ihre getriebenen Gehäuse wahre Perlen der Silberschmiedekunst geworden sind.

Ganz eigentümlich verhält sich das Rokoko und seine Kleidung gegenüber der mehr ländlichen Bevölkerung. Die Halskrausen und ganz besonders die liegenden Kragen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir auch auf dem Lande. Der Barockstil hat aber da keine Verbreitung gefunden. Erst das Rokoko mit Pöpsel und Regenstirn und dem Silber- und Diamantenschmuck ergießt sich wieder in breitem Strom auch in die ländlichen Bezirke und wird später sogar von den klassizistischen Veränderungen in Tracht und Einrichtung abgelöst.

Wie die Anläufer des Rokoko unser modernes Gesellschafts- und bürgerliches Leben geschaffen haben, ist bekannt; daß einzelne bürgerliche und bäuerliche Trachtstücke damit zusammenhängen, ist gewiß. Der originale Rokoko- und Barockschmuck ist in jüngster Zeit wieder besondere Pflege und er verdient es mehr als tausend andere Modeschmuckstücken, die mehr dem Scheine als dem Wahren nach zum Schmuck zu rechnen sind.

Jakob Stockbauer.

## Unsere Gemüse.

Nachdruck verboten.

### Gurke, Tomate und Eierfrucht.

In dem „nützlichen, galanten und curiosen Frauenzimmer-Lexicon“, das 1715 in Leipzig erschienen ist und allerhand Vorschriften und Rathschläge für Gesellschaft, Hauswesen, Toilette und Küche enthält, findet man über Gurken folgendes gesagt: „Cucumeres, Concombres, sind Gartengewächse, deren es zweyerley Sorten gibt, nemlich kleine und große. Die kleinen heißen eigentlich Cucumern oder Kümmerlinge, werden sonderlich in Nürnberg mit Fenchelkraut, Salz, Pfeffer und Essig in kleine Fäßchen eingemacht und Winterszeit zum Gebraten aufgesetzt. Aus denen großen schneidet man zur Sommerszeit entweder Salat, richtet ihn mit Baumöl, Pfeffer, Salz und Essig zu, oder man machet dieselben auch ein in gewisse Fässer auf folgende Art.“ Es folgt darauf eine Anweisung zur Bereitung von Salzgurken, die mit dem heute noch üblichen Verfahren übereinstimmt. Auch früher schon in dem Kräuterbuch des Tabernämontanus von 1664 ist davon die Rede, wie man Gurken in Salz einmacht und wie man Gurkenjalousie bereitet. Was den letzteren betrifft, so giebt der alte Gelehrte den Rat, die in Scheiben zerhackten Gurken mit Salz bestreut so lange stehen zu lassen, bis durch das Salz alle Feuchtigkeit aus ihnen herausgezogen sei. Diese Feuchtigkeit, die schädlich sei und erkältend auf das Gebälge wirke, solle man hinwegthun und alsdann die Gurkenscheiben mit Salz, Pfeffer, Essig und Del anrichten. So wird noch jetzt in den meisten Dörfern der Gurkenjalousie hergestellt, es hat sich aber in den letzten Jahren eine Partei, zu der ich auch gehöre, gebildet, welche die besagte Feuchtigkeit oder das Gurkenwasser nicht für etwas Schädliches, sondern für etwas beson-

ders Gutes hält und daher nicht dafür ist, es durch Salz auszuziehen und dann hinwegzutun. Seitdem wird in manchen Haushaltungen darüber gestritten, welche Methode die bessere sei, und es soll deswegen schon zu kleinen Streitigkeiten zwischen Ehegatten gekommen sein, die natürlich immer durch Nachgeben von Seiten des Hausherrn rasch wieder beigelegt worden sind.

Die Rezepte in den oben erwähnten alten Büchern sind ohne Zweifel mit der Gurke selbst aus dem Auslande zu uns gekommen, denn erst im siebzehnten Jahrhundert ist überhaupt in Deutschland von dieser wohlschmeckenden „Kräuterfrucht“, wie der Dr. Elsholz in seinem „Tischbuch“ vom Jahre 1682 sie nennt, die Rede. Inzwischen wird die Gurke seit 3000 Jahren in Indien angebaut, und es scheint, daß sie aus dem nordwestlichen Indien herkommt. Aus Indien ist sie im zweiten Jahrhundert v. Chr. nach China eingeführt, von China hat sie sich rasch nach Westen verbreitet. Auf den in neuerer Zeit aufgefundenen Abbildungen ägyptischer Ophitische findet sich auch eine gurkenartige Frucht vor; wie sich aber herausgestellt hat, ist es nicht unsere Gurke, sondern die in Aegypten Chate genannte Frucht (Cucumis Chate), die eine Melonenart, an Aussehen und Geschmack aber der Gurke ähnlich ist. Es ist dies dieselbe Frucht, die von Luther irrtümlich Kürbis genannt wird im 11. Kapitel des 5. Buches Mose, wo es im fünften Verse heißt: „Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst aßen, und der Kürbisse, Pheben, Lauchs, Zwiebeln und Knoblauchs.“ Phebe heißt sonst die Melone, es ist an dieser Stelle aber die Wassermelone damit gemeint. Die alten Griechen und Römer kannten die Gurke, doch ist die Ansicht aufgestellt, sie könnten eine andere, vielleicht etwas größere Art, als die jetzt kultivierte ist, angebaut haben. Im Lateinischen heißt die Gurke cucumis, dieser Name ist in das Englische (cucumber) und in romanische Sprachen (französisch concombre, spanisch cogombro) übergegangen. Auch das Niederländische hat ihn in der Form komkommer übernommen, und auch in dem noch gebräuchlichen deutschen Ausdruck Kümmerling ist er erhalten. Mit Kümmerling wurde außer der kleineren Gurkenart auch die Gurke überhaupt bezeichnet. Man sagte aber auch Kufumer, das zuweilen in „Kümmer“ zusammengeworfen erscheint. Da aber cucumis der Gattungsname auch für den Kürbis und die Melone ist, so muß man vorsichtig sein in Bezug auf die in unserer älteren Sprache vorkommenden Bezeichnungen, die dem lateinischen Wort entstammen; es kann auch eine andere Frucht damit gemeint sein als unsere Gurke. So heißt auch im Italienischen cocomero nicht die Gurke, sondern die Wassermelone. Die Gurke dagegen heißt cetriolo, von citrillus, wie ursprünglich die Wassermelone genannt ist. Es hat also ein vollständiger Namensaustausch stattgefunden.

Woher kommt aber der Name Gurke? Im frühen Mittelalter kommt aus Byzanz das Wort angurion, das im Russischen zu oguretz, im Polnischen zu ogórek geworden ist. Von demselben Wort stammt unser deutscher Name Gurke. Angurke und Agurke wurde zuerst gesagt, allmählich fiel die Vorsilbe fort. Unzweifelhaft haben wir die Gurke aus dem Osten von slavischen Völkern erhalten. „Von Byzanz“ — sagt Viktor Hehn in seinem vortrefflichen Werk „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien“ — „kam die Gurke, wie der Name bezeugt, zu den Slaven und ward bei den Völkern dieser Rasse, sowie bei den unmittelbar hinter ihnen wohnenden Stämmen tatarischer und mongolischer Abstammung zu dem allgemeinsten, mit großer Vorliebe genossenen Nahrungsmittel. Ohne Gurken kann z. B. der Groß- und Kleinruss nicht leben; in Salzwasser eingemacht, verzehrt er sie den ganzen Winter und schlägt sich mit ihrer Hilfe durch die langen, strengen Fasten der orientalischen Kirche durch. Ethnographisch beachtenswert ist der Umstand, daß die sogenannte „lauere Gurke“ nur in den Teilen Deutschlands üblich geworden ist, die ehemals von Slaven bewohnt waren und sich erst nachmals germanisiert haben.“ Das trifft zu für den noch immer halbwendigen Spreewald, in dem die Gurkenkultur in großer Blüte steht und das Einmachen der Gurken fabrikmäßig betrieben wird, und auch für Berlin, wo die „Salz- oder lauere Gurke“ eine große Rolle spielt und der Volksmund der stillen Hochsommerzeit, in der sie zuerst auftritt, der „saison morte“, den Namen „lauere Gurkenzeit“ gegeben hat.

Uebrigens hat sich seit dem siebzehnten Jahrhundert die Gurkenkultur über ganz Deutschland ausgebreitet und wird in manchen Teilen unseres Vaterlandes mit besonderem Erfolg betrieben. Vor allem haben die Erfurter Gärtner sich um die Gurkenzucht verdient gemacht. Man unterscheidet jetzt nicht mehr allein, wie es noch im Jahre 1715 geschah, kleine und große Gurken, sondern eine Menge verschiedener Arten erscheint im Handel, und jeder derselben werden ihre eigentümlichen Vorzüge nachgerühmt. Da haben wir die Erfurter lange, die mittellange und die extralange, die kurze russische grüne, die grünbleibende chinesische und die längste verbesserte grüne Schlangengurke, den grünen Goliath, den Bismarck (eine sehr reichtragende Sorte), die Walsen von Athen, die Königsdörfer Unermüddiche, den Berliner Mai und noch viele andere ausgezeichnete Sorten. Es giebt Gurken von grüner und von weißer Farbe, und die weißen zeichnen sich, wie mir von mehreren Gärtnern versichert worden ist, durch größere Schmackhaftigkeit aus. Man zieht die Gurken auf Beeten, aus denen sie mit ihren Ranken nach allen Seiten hin sich ausbreiten, man kann sie aber auch an Reifern oder Spalieren emporranken lassen, und sie tragen dann außerordentlich reichlich. Ich habe sie in Gewächshäusern gesehen, wo sie Wände und Decke überkleidet und sehr zahlreiche Früchte entwickelt hatten. Neuerdings wird als außerordentlich reichtragend eine japanische Klettergurke empfohlen, die an Stangen, an Reifig oder an Spalier zu ziehen ist. Die vielverheißende Abbildung dieses Gewächses wird vielen Lesern des „Bazar“ in den Katalogen der Handelsgärtner begegnet sein. Ich habe selbst Samen der Klettergurke in diesem Frühjahr an verschiedene Freunde, die Gemüsegärten besitzen, verteilt und werde nun im Herbst bei ihnen anfragen, welchen Erfolg sie gehabt haben. Bis jetzt habe ich nur junge Pflanzen der Klettergurke gesehen, die sich gut zu entwickeln schienen.

In der Küche wird die Gurke auf verschiedene Weise benützt. Sie ist Gemüse, sie ist Salat und, wie die bekannte Berliner Redensart sagt, auch Kompott. In Dr. L. Naumanns „Systematik der Kochkunst“ finden wir in der That das Rezept zu einem Gurkenkompott. Außerdem enthält dasselbe treffliche „internationale Kochbuch“ Anweisungen zur Bereitung von Gurkenjuppe, Gurkenpüree, Gurkengemüse, gefüllten Gur-

ken (die übrigens schon vor zwei Jahrhunderten als ein schmackhaftes Gericht galten), Gurkenjause, Salz-, Wasser-, Senf- und Pfeffergurken. Kein anderes Küchengewächs, mit Ausnahme der Kartoffel, wird wohl auf so viele verschiedene Arten zubereitet genossen. Roh geessen im Orient, eingemacht, gefocht, selbst gebraten wird die Gurke, als Krone aller aus dieser Frucht bereiteten Speisen betrachtet man aber mit Recht wohl den Gurkenjalousie, der, dank der Kunst unserer Gärtner, jetzt fast das ganze Jahr hindurch frisch auf unsere Tafel kommt. Schon mitten im Winter haben wir im Gewächshaus gezogene frische Gurken, die allerdings hoch im Preise stehen. Uebrigens erteilen schon Bücher des siebzehnten Jahrhunderts Rat, wie frische Gurken zu erzielen sind. Man soll sie im Februar in Körbe säen, die mit Erde gefüllt sind, und wenn sie ausgegangen sind, sie so lange im Hause halten, bis die Witterung es erlaubt, sie ins Freie zu bringen. Die Gurke ist ein Kind des Südens und ein zartes Gewächs, das leicht dem Frost zum Opfer fällt. Es heißt bei uns, daß sie ins freie Land nicht früher gesät werden sollen, als einen oder zwei Tage vor Himmelfahrt oder am Himmelfahrtstage selbst. Die Kerne aber sollen, wenn möglich, drei Jahre alt sein, weil man in Erfahrung gebracht hat, daß älterer Same bessere Pflanzen giebt als frischer.

Die Gurke, Cucumis sativus mit botanischem Namen, gehört im natürlichen Pflanzensystem der großen und ansehnlichen Familie der Kürbisgewächse oder Cucurbitaceen an. Diese umfaßt ungefähr fünfshundert Arten, die zum größten Teil in tropischen Afrika, Asien und Amerika zu Hause sind, meist mit Ranken versehene Kletterpflanzen. In Europa sind nur drei Arten heimisch, von denen zwei, die schwarzbeirige und die rotbeirige Zauurbe, auch bei uns in Gärten und Gebüsch häufig gefunden werden. Von bekannten Kulturgewächsen gehören zu der Verwandtschaft der Gurke der Kürbis mit seinen unzähligen Arten, die zum Teil Nutzpflanzen, zum Teil Zierpflanzen sind, die Melone, von der auch so zahlreiche Spielarten gezogen werden, und die im Süden überall häufig angebaute Wassermelone. Die meisten Cucurbitaceen zeigen, wie unsere Gurke, auf derselben Pflanze zweierlei Blüten, Staub- und Weibchenblüten, die abfallen, ohne Früchte zu tragen, und Fruchtblüten. Letztere sind bei der Gurke bekanntlich die kleineren.

Die Frucht einer Pflanze, wie die Gurke, ist auch die Tomate, die sonst Paradiesäpfel, Goldäpfel oder Liebesäpfel heißt, und zwar die Frucht einer südamerikanischen Nachtschattenart, welche den botanischen Namen Solanum lycopersicum führt. Tomate ist der von uns übernommene peruanische Name, Liebesäpfel dem französischen pomme d'amour, Goldäpfel dem italienischen pomodoro nachgebildet. Nyctoperikon oder Wolfspflanz heißt bei dem alten Arzte Galen, der im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebte, eine Pflanze, die der Italiener Anguillare im sechzehnten Jahrhundert unbedeutend auf die Tomate deutete, als deren Heimat ihm doch schon Peru bekannt war. Mit dieser Pflanze treten wir in die außerordentlich anziehende Familie der Nachtschattengewächse oder Solaneen ein, welche einen Teil unserer wichtigsten Nahrungspflanzen, zugleich aber auch die gefährlichsten Giftpflanzen, von denen einige als Heilmittel Verwendung finden, umfaßt. Zu den Solaneen gehört die Kartoffel, das Bittersüß, die Belladonna oder Tollkirsche, die Mandragora oder Mraunwurzel, der spanische Pfeffer, der Stechapfel, der Tabak und das Bilsenkraut. Auch die unter dem Namen Petunie bekannte schöne Gartenzierpflanze ist ein Mitglied dieser durch geheimnisvolle Kräfte ausgezeichneten Familie.

Von den Nachtschattengewächsen, die uns Nahrungsmittel liefern, sind Tomate und Kartoffel einander im Aeußeren am meisten ähnlich, doch hat die Tomate einen höheren Wuchs und liefert statt der Wurzelknollen essbare Früchte, die roh und gekocht als Gemüse, besonders aber als Zuthat zu allerhand Speisen und als Hauptbestandteil von Saucen Verwendung finden. Auch unreif eingemacht wie Gurken sind sie von großem Wohlgeschmack.

Beschrieben und abgebildet sind die Tomaten schon im sechzehnten Jahrhundert von Dodonäus, und um dieselbe Zeit beschrieben von Matthioli, Leonhard Fuchs und Konrad Gesner. Mala insana, ungesunde Äpfel, wurden sie noch von diesen alten Forschern genannt.

In Südeuropa ist indessen diese köstliche Frucht längst allgemein beliebt geworden und wird massenhaft angebaut. Bei uns hat sie erst in neuerer Zeit und sehr langsam (ähnlich wie der Khabarber) Eingang gefunden, gewinnt aber immer mehr Liebhaber und erscheint jetzt schon in ziemlichen Mengen auf unseren Märkten. Man hat sie vielfach aus dem Süden bezogen und bis in die neuere Zeit hinein geglaubt, daß das norddeutsche Klima ihren Anbau nicht mehr gestatte. Indessen hat sich erwiesen, daß die Tomate in der Breite von Berlin und auch weiter nördlich noch mit gutem Erfolge angebaut werden kann und reiche Erträge liefert. Unsere Gartenbau-Ausstellungen der letzten Jahre haben das zur Genüge bewiesen. Auch ist der mit Früchten prangende Tomatenbusch eine wunderhübsche Zier des Gartens, und jedes Pflanzenfreundes Bewunderung muß dieses Kraut erregen durch die außerordentliche Kraft und Lebhaftigkeit ihres Wachstums.

Die fast einzig bekannte Art des Liebesäpfels war früher die mit den scharlachroten wulstigen Früchten, deren schönes Aussehen zu ihrem Namen Anlaß gegeben hat. Jetzt wird eine Menge von Spielarten gebaut mit großen und kleinen, roten und gelben und weißlichen, einzeln und in Trauben stehenden Früchten, über deren einzelne verdienstliche Eigenschaften uns die Kataloge der Handelsgärtner berichten.

Einer dem Liebesäpfel nahe verwandten Nachtschattenart (Solanum Melongena) gehört die Eierfrucht oder Aubergine an, die sehr hübsch anzusehen und auch, wie mir Kenner versichern, gesotten und mit den passenden Zuthaten versehen, sehr gut zu essen ist.

Als Gemüse geessen wird in Frankreich das Kraut des schwarzen Nachtschattens (Solanum nigrum), der bei uns als Feldunkraut sehr verbreitet ist und als sehr giftig gilt. Man findet ihn auch in den Verzeichnissen unserer Handelsgärtner als „Morelle cultivée“ angezeigt, doch habe ich noch niemand angetroffen, der mir über den Geschmack dieses etwas verdächtigen Krautes oder Unkrautes Auskunft geben konnte. Dagegen habe ich mehreremale schon aus Wißbegierde die Beeren der Kartoffel (Solanum tuberosum), mit anderen Früchten zusammen in Essig eingemacht, gefocht. Geschadet haben sie mir nicht, guten Freunden aber gebe ich den Rat, sie nicht zu essen.

J. Trojan.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Morganatische Ehen. In Darmstadt verheiratete sich Prinz Heinrich von Hessen, der ältere der beiden Söhne des regierenden Großherzogs, der in erster Ehe mit Freiin von Nidda (geb. Willich) morganatisch vermählt war, vor kurzem mit der Opernsängerin Fräulein Milena-Hrzic. Auch der jüngere Bruder des verstorbenen Großherzogs Ludwig IV., Prinz Wilhelm von Hessen, ist mit einem ehemaligen Mitgliede des Darmstädter Hoftheaters morganatisch vermählt; die Gemahlin des Prinzen, der jetzt in dem herrlichen Besitztum „Nosenhöhe“ als Privatmann lebt, wurde vom verstorbenen König Ludwig II., einem Vetter des Prinzen Wilhelm, unter dem Namen einer Frau von Nichtenberg in den Adelsstand erhoben. In München fand am 20. September die Trauung des Prinzen Ernst von Meiningen mit Fräulein Katharina Jensen, Tochter des Schriftstellers Wilhelm Jensen, statt; die Gemahlin führt den Namen Freiin von Saalfeld. — Außer den beiden hessischen und dem Meiningener Prinzen Ernst leben zur Zeit noch acht andere Mitglieder regierender deutscher Fürstenfamilien in morganatischer Ehe, und ihre Frauen führen nicht den Namen der Gatten, sondern besondere, ihnen anlässlich der Vermählung verliehene Namen und Titel: Prinz Karl von Baden mit Gräfin von Rhena, geb. Freiin von Beust; Herzog Georg Alexander von Mecklenburg-Strelitz mit Gräfin von Carlow, geb. Wonsjarstaja; Herzog Klimar von Oldenburg (als Dichter bekannt) mit Frau von Friesenhof; Herzog Konstantin von Oldenburg mit Gräfin Jarnekau; Prinz Eduard von Sachsen-Weimar mit Gräfin von Dornburg, geb. Lenor (die in England, wo sie mit ihrem Gemahl lebt, auf Anordnung der Königin Viktoria amtlich Prinzessin von Sachsen-Weimar genannt wird); Herzog Georg von Sachsen-Meiningen (Vater des Prinzen Ernst) mit Freiin von Hiltburg, geb. Franz; Prinz Erich von Waldeck mit Gräfin von Grebenstein, geb. Freiin von Falkener; und Prinz Adalbert zu Waldeck mit Gräfin von Waldeck, geb. von Jäckel. Außerdem aus nicht mehr regierenden deutschen Fürstenhäusern: Prinz Julius von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg mit Gräfin von Noelf, geb. von Ziegenar, und Prinz Nikolaus von Nassau mit Gräfin von Meerenberg, geb. Puschkina.

In helbenmütiger Weise beteiligte sich die österreichische Erzherzogin Maria Theresia, Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, an den Rettungs- und Löscharbeiten gelegentlich eines mehr als zweistündigen Fabrikbrandes in Hirschwang bei Reichenan.

Putzmaschinen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Königin Luise von Dänemark und ihrer drei Töchter, der Kaiserin von Rußland, der Prinzessin von Wales und der Herzogin von Cumberland, die schon als kleine Mädchen besonderes Geschick dafür zeigten und sich bis zu ihrer Verheiratung fleißig damit beschäftigten.

1. Mme. Carnot, die Gemahlin des Präsidenten der französischen Republik, beginnt täglich ihre Arbeit des Morgens um 8 Uhr, gleichviel wie lange ihre gesellschaftlichen Obliegenheiten sie die Nacht vorher wach gehalten haben. Sie prüft zunächst mit Hilfe ihrer Sekretäre die Hunderte von Briefen, welche ihr jeden Tag vorgelegt werden, und läßt die Bittgesuche sofort untersuchen und dann beantworten. Darauf entwirft sie das Menu für jede Mahlzeit, sieht persönlich nach dem Befinden ihrer Gäste, bejagt die häusliche Buchführung, bezahlt alle Rechnungen und ebenso ihre wie ihres Mannes Beiträge zu wohltätigen Zwecken. Ferner liest sie die Londoner Tagesblätter durch und merkt diejenigen Artikel an, welche für ihren Gatten leizenswert sind, dessen Routinegeschäfte sie mit seinen Sekretären im Falle seiner Abwesenheit führt.

Frauentasinos wurden in diesem Sommer in mehreren französischen Seebädern von Damen der französischen Aristokratie im Verein mit englischen Sommerfräulein begründet. Diese Kasinos hatten sich eines außerordentlich lebhaften Zuspruchs und Erfolges zu erfreuen. So vereinigte der aus bescheidenen Anfängen hervorgegangene, allmählich aber zu hoher Blüte gelangte Frauenklub im Seebad Dinard neuer die vornehmste Gesellschaft; an der Spitze des Unternehmens standen die Gräfin Hagfeldt, die Herzogin von Cars, die Marquise von Choiseul, die Gräfin von Anglemont, Lady Dunke, die Gräfin von Fitz-James und außerdem verschiedene Millionärs-Gattinnen aus Nord- und Mittel-Amerika. Das Klubhaus in Dinard liegt inmitten der Stadt, seine Terrassen werden von den Meeresmogen bespült. Einmal in der Woche wurden hier Aufführungen französischer und englischer Stücke veranstaltet oder lebende Bilder gestellt. Das männliche Geschlecht war vom Vergnügen und Aufenthalt in diesem Frauentasino nicht vollständig ausgeschlossen, nur bis fünf Uhr nachmittags waren die Porten des Klubhauses für Herren gesperrt.

Der allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein und seine Stellenvermittlung. Der genannte Verein ist aus dem Bedürfnis eines engeren Zusammenhanges der deutschen Lehrerinnen, sowie der bereits bestehenden lokalen Lehrerinnenvereine entstanden. Seine Begründung erfolgte im Jahre 1890 auf einer durch Fräulein Auguste Schmidt (die jetzige Ehrenpräsidentin des Vereins), Frau Marie Kooper-Houffelle und Fräulein Helene Lange zu diesem Zweck nach Friedrichroda in Thüringen einberufenen Versammlung. Am Schluß des ersten Vereinsjahres waren ihm 25 Lehrerinnenvereine beigetreten (darunter die Vereine deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England und in Frankreich); heute gehören ihm 36 Lehrerinnenvereine an. Erste Vorsitzende ist jetzt Fräulein Helene Lange, Berlin W., Schöneberger Ufer 35. Das außerordentlich schnelle Wachstum des Vereins bietet den besten Beweis dafür, wie sehr seine Begründung einem Zeitbedürfnis entsprach. Der Verein ist einerseits bestrebt, den Wirkungsbereich der Lehrerinnen zu erweitern und ihnen einen größeren Einfluß auf die Erziehung und Bildung der Jugend unseres Volkes, insbesondere der heranwachsenden Mädchen zu sichern; andererseits will er aber auch praktisch seinen Mitgliedern durch seine Stellenvermittlung dienen, die über ganz Deutschland verzweigt ist, England und Frankreich mit umfaßt, und durch Lehrerinnen oder Frauen, die sich aus Interesse an der Sache der Lehrerinnen unentgeltlich in ihren Dienst stellen, geleitet wird. Gesuche um Stellen, wie um Lehrerinnen und Erzieherinnen sind entweder an die nächstliegende Agentur oder an die Centralleitung (Adresse: Fräulein Ida von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffenburger Straße 17) zu richten. Für die Stellenvermittlung sind ferner thätig: Fräulein M. Lanz, Vorsteherin des Prinz-Bismarck-Haus, Karlsruhe, Sophienstraße 33; Fräulein Martha Hübnert, Berlin W., Rügenstraße 60 (Sprechstunde Montag, Mittwoch und Freitag 1/2-3-1/2 Uhr); Fräulein Wegener, Bremen, Parkstraße 3; Fräulein Marie Köster, Kassel, Grüner Weg 29; Fräulein S. Wiber, Darmstadt, Hügelstraße 6; Frau Dr. Hammerschlag, Frankfurt a. M., Humboldtstraße 3; Fräulein Hannah Hertlet, Königsberg in Ostpreußen, Steinbamm 12; Fräulein Kath. Balsam, Grittin, Birkenallee 28; Fräulein von Cberz, Schulvorsteherin, Breslau, Taxengienstraße 27b; Fräulein Hedwig Maschke, Breslau, Augustastrasse 34; Fräulein Agnes Lisse, Danzig, Fleischergasse 23; Fräulein Windscheid, Leipzig, Parkstraße 11. Die Stellenvermittlung in England besorgt der Verein deutscher Lehrerinnen (Voritzende Fräulein Helene

Abelmann), 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W; in Paris: Fräulein von Harbou, 8 rue Villejust. Es sind im Jahre 1890/91 95 Stellen, im Jahre 1891/92 230 Stellen besetzt worden. Auch das Publikum bringt dem Verein ein steigendes Vertrauen entgegen; besonders mehren sich die Aufträge der städtischen Behörden, wie der Schulvorsteher und Schulvorsteherinnen. Aber auch die Zahl der Familien, die durch die Vermittlung des Vereins eine Erzieherin wünschen, ist im Wachsen.

c. Weibliche Erfindungen. Im Patentbureau zu London haben nicht weniger als sechs Engländerinnen in den letzten Wochen Schutz für neue Erfindungen nachgesucht: die eine für einen verbesserten Gutförderer, der für öffentliche Lokale bestimmt ist; die zweite für ein neues Schwingegerüst für Maurer; die dritte für einen verbesserten Kinderwagen; die vierte für neue Schutzvorrichtungen an Eisenbahnwaggons; die fünfte für ein verbessertes Korsett, die letzte endlich für einige neue, praktische Haushaltungsgeräte.

Allerlei fürs Haus.

Waschen, Crèmefarben und Appretieren von Gardinen. Die Gardinen werden, nachdem sie ausgeklaubt, über Nacht in reinem Wasser eingeweicht. Dann werden sie einige Zeit in handheißem Wasser, in welchem man zuvor Schmirseife aufgelöst hatte, in der Maschine geschaukelt, oder wenn keine Maschine vorhanden, mit der Hand gewaschen. Die zu Weiß bestimmten Gardinen werden dann noch zweimal, und zwar mit weißer Seife gewaschen, beziehungsweise geschaukelt, während für die zu Crème bestimmten Gardinen ein zweites Waschen mit Schmirseife genügt. Hierauf werden die Gardinen sehr sorgfältig gespült und, besonders die zu Weiß bestimmten, einige Stunden in reines Wasser gelegt. Die weißen Gardinen werden dann mit Ultramarin geblaut, gefärbt und gespannt, hingegen die zu Crème bestimmten mit Katahu oder mit Drummonds Reisstärke gefärbt; sollte die Drummondsche Stärke einen zu dunklen Ton haben, so muß sie mit gewöhnlicher weißer Stärke vermischt werden. Zum Appretieren, das heißt zum Spannen der Gardinen kann man, falls man nicht vorzieht sich einen Spannrahmen anzuschaffen, sich leicht bei einem Tischler einen Rahmen anfertigen lassen, der allen Anforderungen bei geringen Unkosten genügt.

Mäusevergiftung. Eine vielerorts schlimme Plage sind die Hausmäuse. Das Leben von Gift ist in den Wohnungen, überhaupt in benutzten Gebäuden, ebenso in Scheunen und Getreideböden mindestens gefährlich. Stricin, das einzige früher bekannte, ungiftige Vertilgungsmittel, ist unzuverlässig in seiner Wirkung und, weil meist nicht ganz frisch zu erhalten, oft ganz unwirksam, trotz teuren Preises. Man war daher im allgemeinen auf das Ausstellen von Fallen allein angewiesen. Der damit erzielte Erfolg ist insofern, wie viele aus Erfahrung bestätigen werden, ein mäßiger, namentlich auf die Dauer, und wo sonst Epbares hinreichend vorhanden ist, pflegen die Fallen bald ganz nutzlos zu sein. Es war daher eine wichtige Entdeckung, als Prof. Köfler einen Bazillus auffand, der sich für Haus- und Feldmäuse als tödlich wirkender Infektionsträger erwies, während er für den Menschen, wie für alle anderen Tiere, z. B. Katzen, Kaninchen, Schafe, Schweine, Singvögel, Tauben, Hühner u. s. w. völlig unschädlich ist; auch bei Ratten ist er unwirksam. Prof. Köfler hatte in diesem Jahre Gelegenheit, bei der Mäuseplage von Hespallien die außerordentliche Wirkung zu beweisen, und er bringt seither durch die Firma J. J. Schwarzloje Söhne, Berlin SW., Margrafenstraße 29, Reinkulturen des Mäusebazillus in Reagenzgläsern in den Handel. Zur Anwendung wird der Inhalt eines Glases mit 1 Liter Wasser, dem 1 Theelöffel voll Kochsalz beigelegt ist, gleichmäßig aufgeschwenmt und in die Flüssigkeit Würfel altbackenen, möglichst weißen Brotes von etwa 1,5 cm Seitenlänge geworfen. Nachdem diese gehörig durchtränkt sind, werden sie herausgenommen und an die Orte, wo die Mäuse vernichtet werden sollen, ausgelegt. Mit 1 Liter können gegen 1000 Brostücke getränkt werden. Das Absterben der Mäuse beginnt nach 8-14 Tagen, wobei noch der Umstand bemerkenswert ist, daß die infizierten Mäuse sich nicht in ihre Löcher verkriechen, sondern das Bestreben zeigen, frische Luft aufzusuchen. Es sind daher die toten Mäuse leicht zu beseitigen. Für Feldmäuse ist das Mittel, wie erwähnt, ebenso wirksam.

Kombinations-Aufgabe.

Lenau Eidon Elbe Oberst Genua Amiel Meran  
Webel Bier.  
Aus jedem der vorstehenden neun Wörter läßt sich durch Umstellen der Buchstaben und durch Vorsetzen eines neuen Buchstaben ein anderes Wort bilden. Sind die richtigen neun Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben einen bekannten Ausspruch von Goethe. — Von den neun zu suchenden Wörtern ist das erste, zweite, fünfte und sechste dreifölbig, die übrigen sind zweifölbig.

Akrostichon.

Nr. Am. Anton.  
Nst. Ede. Lippe.  
Rebus. Wald. Wein.  
Aus jedem der obigen neun Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen neun Wörter (aber in anderer Reihenfolge) ergeben den Titel eines bekannten Romans. —tz

Kryptogramm.

Die folgenden Silben, richtig geordnet und hintereinander gelesen, bilden ein Rätselgedicht.  
Wie ordnet man sie und wie lautet das Rätsel?  
Zwar je bin die mit doch ein hab doch viel sich al al hauch  
hauch ich an mehr im lem les durch durch bei um ei rau was nur  
den wel nah sang ne me drauj aus ich chen kein fehlt klei schwe  
webt licht erst ich ge mirs ne bend und ge ent ent wickt nicht welt  
hält schwebt webt stamb schwand.

- Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 321 Seite 396.  
Weiß. Schwarz.  
1. S o 5 — g 6. 1. Befiebig.  
2. D. oder S. matt.
- Auflösung der dreifölbigen Charade Seite 396.  
Echelstein.
- Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 145 Seite 396.  
Die Porzellanwarenhändlerin hatte 51 rote und 9 blaue gefaßt, denn 51 x 31 beträgt 1581 und 9 x 21 beträgt 189, zusammen 1770.

Korrespondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. V. Sch. — A. v. K. Wir machen Sie und andere Leserinnen, die für das bevorstehende Weihnachtsgeschäft passende Geschenke suchen, auf die neuen erschienenen Preisliste des bekannten Versandhauses Franke u. Comp. (in Gnadentrei i. Sch. Nr. 33) aufmerksam. Sie werden in diesem 356 Seiten starken Kataloge, der Ihnen auf Wunsch gratis zugelandt wird, eine solche Menge der verschiedenartigsten Handarbeiten (Decken, Läufer, Taschen, Einlässe u. s. w.) finden, daß Sie damit jeder Verlegenheit enthoben sind. Die Wahl wird den Damen noch durch die zahlreichen hübschen Illustrationen — die Preisliste enthält über 1400 Abbildungen — wesentlich erleichtert.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Langjährige Abonnentin. Zum Erzielen eines hohen Glanzes der besten Wäsche bedient man sich einer guten Glanzstärke. Wir brachten mehrfach auch in diesem Jahre Vorschriften dazu; überdies ist diese Glanzstärke käuflich zu haben.

Unternehmende in W. Der als fast unvergänglich, dem Wotten- und Wurnfrage nicht unterworfen, nicht einlaufend und flüchtig werdend bezeichnete neue Stoff Pilon soll aus denirierter Schießbaumwolle bestehen. Es wird zu Unterzeugen empfohlen. Auf ähnliche Weise wurde bereits Kunstseide hergestellt, deren Einführung aber auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein scheint.

G. von B. im Harz. Zum Ausreiben von Fledern aus Kleidungsstücken bedient man sich mit Vorteil einer Lösung von 50 g Olivenölseife in 1 Liter Wasser, welcher je 20 g Spiritus und Aether, 40 g Salmiakgeist und 8 g Glycerin beigelegt wurden. Man legt unter die zu reinigende Stelle ein Tuch, reibt mittelst eines weichen Tuchstückens und der Lösung den Fled aus und wäscht mit Wasser nach.

Haushalt und Küche. Frau C. W. in Königsberg i. Pr. Cognat-Ei-Crème, oder kurzweg Eier-Cognat, stellen Sie wie folgt her. Man braucht zu einem halben Liter Eier-Cognat acht Eidotter, 1/2 Liter Cognat, eine mittelgroße Tasse Zuderirap, ein halbes Weinglas Rum und einen guten Theelöffel Vanille-Essenz. Die Eier müssen tabellos frisch sein. Zu dem Zuderirap löst man 1/2 kg beste, ungeblaute Raffinade mit einem halben Liter Wasser unter laubemem Umrühren so lange, bis die Lösung hellgelb auszieht und von einem hineingetauchten, silbernen Söffel breiartig abtropft. Man verquirt die acht sorgfältig vom Eiweiß gelösten Dotter langsam mit einer Taße dieses abgekühlten Zuderlapses und fügt nun 1/2 Liter Cognat (Flasche 5-8 Mark), den Rum und die Vanilleessenz hinzu. In einer hinreichend großen Kasserolle wird nun so viel Wasser zum Kochen gebracht, daß es in gleicher Höhe mit dem Inhalt des Behälters steht, der die zusammengequirlten Zutaten enthält. Man stellt ihn hinein und rührt den Cognat-Ei-Crème in etwa 10-12 Minuten zu dickflüssiger, cremeartiger Masse, welche unter wiederholtem Umrühren erkalten muß und nun in kleine Flaschchen gefüllt wird, die man gut verschließt. S. S.

Frau Prof. W. Das Ansetzen und Anbrennen der Milch wird verhütet, wenn in dem Kochtopfe eine schiefe, bewegliche Scheibwand angebracht wird, wodurch die Milch während des Erwärmens und Kochens in steter Bewegung erhalten und auch das leichte Ueberkochen vermieden wird. Ein dertat konstruierter Milchtopfapparat nach Dr. Verbezt ist auch im Handel zu haben.

A. in Berlin. Um das allmorgendlich vom Bäcker ins Haus gelieferte Frühbrot vor „fremden Eingriffen“ zu bewahren, konstruierte Bernide-Möhen nach einem zweckmäßigen Rasten (D. R. B. 62480). Dieser besitzt oben eine Klappe, nach deren Drehung das Frühbrot eingelegt wird. Durch das Gewicht desselben wird alsdann die mittelst einer Feder vorgeschobene Klappe gesperrt, so daß man den Rasten erst wieder öffnen kann, wenn die Thüre, an der er befestigt ist, geöffnet wurde, so daß also Fremde keinen Zugang zu dem Rasten haben.

Sorgsame Hausfrau. Um Fenster und Spiegel besonders blank zu bekommen, reibt man sie mit ein wenig feiner gebrannter Magnesia, die vorher mit Benzol zu einem ganz dünnen Brei angerührt wurde, ein und putzt dann nach. Vorrätig hält sich die Mischung nicht.

W. B. in München. Umwinden Sie die gesamten polierten Holzleiste mit Tuch oder Stoffabfällen oder Streifen, damit die Sonne keine Einwirkung hat. Setzen Sie dann die Stühle dem Sonnenlicht aus und betupfen das Holz mit Wasserstoffsuperoxyd, dem die Hälfte bis das Doppelte Wasser hinzugefügt werden kann, von Zeit zu Zeit (alle Viertelstunden), bis das Holz weiß ist. Da anzunehmen ist, daß das Holz auch Fettreste enthält, muß es vorher mit warmem Wasser, dem eine tüchtige Hand voll Soda zugelegt ist, gründlich ohne Seife gewaschen werden.

Verschiedenes. Langjährige Abonnentin in M. Monogramme L. S. in Kreuzlich ist im „Bazar“ 1890, Nr. 27, erschienen.

Abonnentin in B. Monogramme S. M. und L. B. sind im „Bazar“ 1890, Nr. 9, bezw. Jahrg. 1888, Nr. 15, erschienen.

Fr. Br. S. in P. Man wendet sich an einen Musikalien-Verleger, deren Ihnen Ihre Buchhandlung, welche den „Bazar“ liefert, eine Menge nennen kann.

M. in K. Dem Konservatorium für Musik zu Karlsruhe können wir zu den brillanten Leistungen, welche die Schüler der Oberklassen bei den kürzlich stattgehabten Schlussprüfungen nach Auslage von Sachverständigen geboten haben, nur gratulieren. Es nimmt nicht wunder, daß die Zahl der Böglinge bereits auf 37 sich beläuft und daß Zuzug aus allen Ländern in Aussicht steht.

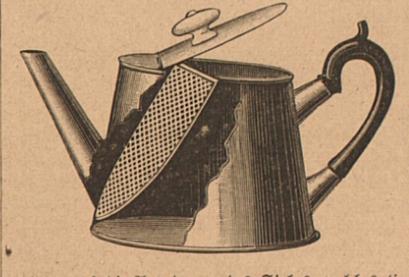
G. M. in Triest. Für Spritzenarbeiten nimmt man am besten Schoenfeldsche Anarellfarben und Sepia, sepia coloré, Van Dnt-Brann, Schwarz, terra sienna und Olivgrün. Nach dem Spritzen wird die Arbeit vom Tischler poliert, oder man lackiert sie durch nochmaliges Ueberstreichen mit Spirituslack, oder aber man wäscht sie, wie dies mehrfach in den Artikeln über Holzmalerei im „Bazar“ angegeben ist.

Freiin von Gl. in Luremburg. Zur Aufbewahrung von Urkunden, Verträgen, Versicherungspoliceen und dergl. eignet sich vorzuziehlich eine von Baldun Lehme (Leipzig-Meudnitz) in den Handel gebrachte Mappe mit Selbstbindervorrichtung und Registrier-Einrichtung. Die Handhabung dieses Apparates, in welchem beliebig viele Dokumente den verschiedenen Abteilungen eingestiftet werden können, ist einfach und praktisch. Auch Nachbestellungen von Einlagen werden jederzeit ausgeführt. Die Urkundenmappe wird in verschiedenen Ausstattungen zu Mk. 3,75 und 4,25 vorräthig gehalten.

M. W. in F. Gute und billige Pension in Berlin finden alleinstehende junge Mädchen u. a. in den Heimen des Vereins „Jugendstutz“ C, Grünstraße 5/6 und Stallschreiberstraße 23a. Weiteres erfahren Sie durch Frau Rechtsanwältin Vieber (Berlin C, Kaiser Wilhelmstraße 29).

Wirtschaftsplaudereien.

Englische Thee- und Kaffeekanne. Die nebenstehend abgebildeten Kannen unterscheiden sich von den bisher bekannten sowohl durch ihre Form wie durch die Anordnung des Filterriehes. Die vordere Wand der Kanne ist, wie ersichtlich, etwas höher als die übrigen, wodurch beim Eingießen ein Herausströmen der Flüssigkeit aus dem Ausguss oder Dedel zur Unmöglichkeit wird. Der Dedel ist gleichfalls abweichend von anderen Modellen durch ein Scharnier an der Vorderseite befestigt, kann daher beim Ausgießen weder herabfallen noch aufklappen. Beachtung verdient auch die Anordnung des Siebes, welches (in schräger Richtung mit der Vorderwand der Kanne) parallel in zwei Falzen läuft, aus denen es zum Zweck der Reinigung mit Leichtigkeit herausgezogen werden kann und welches Theeblätter oder Kaffeepulver unbedingt zurückhält, wodurch ein zweites Klärsieb oder eine Theefugel vollständig überflüssig wird. Die Kannen sind in einfacher Ausstattung aus verzinntem Weißblech (s. Abbild. Nr. 1) für einen Inhalt von circa 1 Liter zum Preise von Mk. 2 für die Theekanne, Mk. 3 für die Kaffeekanne vorräthig; in Britannia-Metall, bei einem Inhalte von circa 1/2 Liter (s. Abbild. Nr. 2) kosten sie Mk. 1,50 und Mk. 1,60.



Bezugquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

### Weihnachtsarbeiten.

III.

Nachdruck verboten.

In Brotteller ist gerade nicht neu, originell ist aber die hier gewählte Ausführung. Der Brotteller wird am Rande mit einem beliebigen Muster in Kerbschnitt verziert; ob das Muster etwas mehr oder weniger kompliziert ist, erscheint dabei ganz gleichgültig. Da die ausführende Kraft nicht immer dieselbe sein kann, so dürfte auch das einfache Dreieck als Randverzierung schon genügen.

Neu ist die Malerei des Kerbschnittes. Das ruhige Braun wird nicht überall gleichmäßig wirken, die Farbe soll das übrige thun. Ist der Teller geschnitten — wir verweisen hier auf den Artikel „Kerbschnitt“, Bazar Nr. 20, S. 200 — so nehmen wir Oelfarben, wenn sie vorhanden sind, und malen die geschnittenen Figuren aus. Die Konturen oder Ziellinien, welche mit dem Geißfuß gestochen werden, sind mit Braun und Siccative zu füllen. Als Farben verwenden wir Hellblau, Mattgrün, Braun, Ocker, Gelblichweiß (Neapelgelb) und andere. Eine hübsche Zusammenstellung von derartigen, eigens für diesen Zweck präparierten Farben, die einen Lackzusatz haben,

sind in einem hübschen Kästchen, in acht Nummern geordnet und mit den entsprechenden Pinseln versehen, beispielsweise durch die Handlung von Werner u. Schumann, Berlin C., Spindlershof, zu beziehen. Die Farben werden aufgetragen, nachdem die Schnitzarbeit gebeizt und gewaschen ist, und halten



Abreibblock im Kerbschnitt (bemalt).

ganz vorzüglich. Als Material nimmt man hierfür nur Eschenholz; Kirschbaum- und Birnbaumholz lasse man unbemalt.

Die zweite hierzu gehörige Arbeit ist der Abreibblock. Sollte bei den vorliegenden Gegenständen eine aufgezeichnete Arbeit gewünscht werden, so wird auch diese von der oben erwähnten Handlung geliefert.

### Neue Bücher.

„Empor!“ Von Ida Boy-Ed. Berlin, Deutsches Verlagshaus (Bong u. Co.). — Eine hervorragende Charakterstudie, die sich den früheren Werken der hochbegabten Erzählerin würdig anreicht. Der Roman schildert den schweren, aber siegreichen Kampf einer vornehmen jungen Dame, die, um ihr Leben aus eigener Kraft zu gestalten, ihre gesicherten Verhältnisse aufgibt und in die Welt hinaustritt, in der sie zunächst lernen muß, ihre eigene widerspenstige Natur zu zähmen. Die Schilderung der Seelenzustände zeigt von außerordentlich feiner und scharfer Beobachtung.

„Ludwig von Rosen.“ Von Frieda von Bülow. Berlin, F. Fontane u. Co. — Auch dieses Werk der Verfasserin, die sich bekanntlich lange Zeit als Schwester im schwarzen Erdteil aufgehalten und die ostafrikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung aufs beste kennen gelernt hat, enthält die gleichen Vorzüge wie ihre übrigen, in unseren jungen Kolonien spielenden Erzählungen. Im vorliegenden Buche schildert die Verfasserin, wie ein junger Adliger, der im Schlaraffenleben der Residenz materiell und moralisch Schiffbruch gelitten hat, durch die Gefahren, Entbehrungen und Kämpfe in Afrika seine geistige Wiedergeburt erlebt. Die Erzählung ist spannend geschrieben, die Personenzeichnung treffend und wirksam.

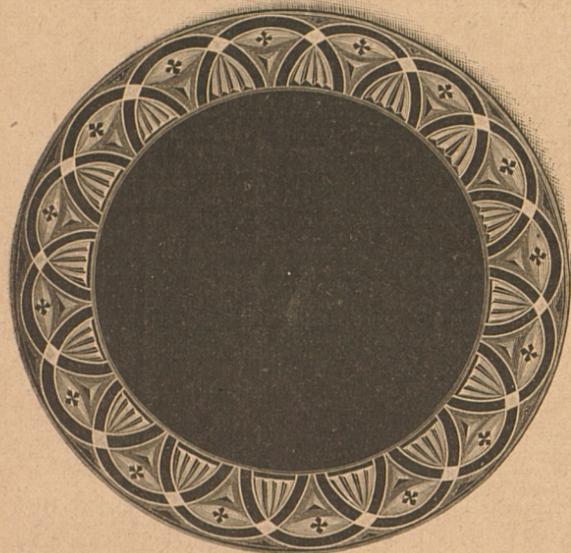
„Drei Lebensperioden.“ Von Helene von Hülsen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. — Die vor kurzem heimgegangene Schriftstellerin erzählt in diesem ihrem letzten Bude drei interessante Erinnerungen aus ihrem Leben: einen Sommeraufenthalt auf Wyl aus der Jugendzeit der Verfasserin und zwei Abschnitte aus dem Zusammenleben mit ihrem Gatten, dem verstorbenen bekannten Berliner Generalintendanten. Alle drei zeichnen sich durch echten, tiefen Naturwitz, durch scharfe Beobachtung und charakteristische Wiedergabe der geschilderten Personen und Verhältnisse, sowie durch formvollendete Darstellungsweise vorteilhaft aus.

„Die beiden Yachten.“ Von Balduin Wöllhausen. Stuttgart, Union (Deutsche Verlagsgesellschaft). — Der bekannte, vielgereifte Romanschriftsteller, welcher die fernsten Gestade des Ozeans aus eigener Anschauung kennt, weiß auch in dem vorliegenden dreibändigen Werk den prächtigen, stets wechselnden Zauber des Meeres erfolgreich als Hintergrund einer spannenden Erzählung zu verwerten, in welcher er das Nachwerk einer Gräfin Marley schildert, die auf ihrer Yacht „Pandora“ das atlantische Weltmeer durchkreuzt. Die eingehenden Kenntnisse des Schifflebens und die stimmungsvollen Schilderungen des Ozeans sowohl in seiner majestätischen Ruhe wie in seinem brausenden Zorn verleihen dem Werke einen eigenen Reiz.

„Antonie.“ Von Ludwig Thaden. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft. — Der vorliegende Roman enthält die psychologisch fezzelnde Schilderung eines großartig angelegten Frauencharakters, der in Konflikt mit allerlei kleinlichen Widerwärtigkeiten und Anfeindungen die enge Schranken der modernen Gesellschaft durchbricht, ohne indes jene zarten Regungen des wahrhaft edlen Frauenherzens abzustreifen. Der Inhalt des Romans ist zeitgemäß, die Handlung bis zum Schluß spannend und interessant.

„Die Charakterfehler des Kindes.“ Von Dr. Friedrich Scholz. Leipzig, Ed. Heinrich Mayer. — Eine Erziehungslehre für Haus und Schule, die sich von Büchern ähnlichen Inhalts dadurch unterscheidet, daß sie nicht das normale, sondern das mit Fehlern behaftete Kind zum Ausgangspunkt nimmt. Der Verfasser schildert in 34 Bildern die Haupttypen der kindlichen Charakterfehler auf dem Gebiete des Fühlens, Vorstellens und Wollens; er giebt eine interessante Darstellung der wichtigen Lehre der Vererbung, der Erziehungsaufgaben, der Kennzeichen der geistigen Gesundheit und der Fehler des Kindes. Kurz eine Lektüre, die auf das Interesse aller Mütter und Lehrer rechnen darf.

„Meyers kleines Konversationslexikon,“ das bekannte praktische Nachschlagewerk für den täglichen Gebrauch, erscheint bereits in fünfter Auflage im Verlage des Bibliographischen Institutes zu Leipzig. Der „kleine Meyer“ erteilt auf jede nur mögliche Frage Auskunft und Belehrung und bietet trotz aller Knappheit und Kürze in den Erklärungen eine Vielseitigkeit des Inhaltes dar, die erstaunlich genannt werden muß. Wirksam unterstützt wird der Text durch überaus reiche Beigaben trefflicher Karten, Bildertafeln und illustrierter Beilagen. Die neue Ausgabe erscheint in 66 Lieferungen à 30 Pf. oder in 3 Bänden à 8 Mark.



Teller im Kerbschnitt (bemalt).

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „November“.

Fig. 1 zeigt ein für junge Damen zu Gesellschaften, Dinern u. geeignetes Kleid im Empiregeschmack aus schwarzem, mit farbigen Seidenstreifen durchwebtem Tüll, das auf einem enganliegenden, hinten mit Hakenschluß versehenen Prinzesskleid aus schwarzem Atlas gearbeitet ist. Das obere Kleid besteht aus einer kurzen glatten Empiretaillie von schwarzem Sammet, die längs des Ausschnittes mit einer in Tüllfalten geordneten, mit schwarzer Spitze verzierten Rüsche aus dem farbigen Seidenstreifen des Tülls abschließt. Die

langen Rock, ausschließlich des Schleppteils, begrenzt. Der Rock ist mit Seidenfutter unterlegt und vorn an der Seitennaht durch eine eingesezte kleine Tüllfalte, deren Ansatz eine Schleife deckt, vervollständigt. Die ausgeschnittene Taille aus Sammet, deren kurzer Schoß im Rock getragen wird, besteht aus blusenartig arrangierten Vorder- und Rückenteilen, die mit 9 Cent. breiten Passenteilen aus weißer golddurchwirkter Spitze verbunden sind; die übrige Garnitur der mit kurzen bauchigen Ärmeln versehenen Taille bilden, wie ersichtlich, Bänder aus Crêpe de Chine, sowie Spitzenenden, die hinten faltig arrangiert den Ärmeln aufliegen, vorn, von der Passé ausgehend, nach hinten geführt und daselbst, wie die Rückansicht zeigt, zusammengesteckt als Charpeiteile herabhängen. Ein Gürtel aus Crêpe de Chine, vorn durch Fischbein gestützt, deckt den Ansatz des Rockes.

Ebenso eigenartig wie neu ist das in Fig. 4 verbildlichte Ball- oder Gesellschaftskleid für junge Mädchen. In Prinzessform aus gestreiftem, in Plisseealten gebranntem Seidenkrepp gefertigt, ist das Kleid vorn eckig ausgeschnitten, hinten mit Passenteilen verbunden und, wie ersichtlich, mit 6 1/2 Cent. breiten Einsätzen aus Seidenstickerei ausgestattet. Das Kleid liegt lose einem eng anschließenden, hinten geschlossenen Prinzesskleid aus Seidenstoff auf. Vorn ist durch die Einsätze, wie die kleine Vorderansicht erkennen läßt, gürtelartig ein Seidenband geleitet, das hinten bis zur Passé geführt, daselbst mit einer Schleife abschließt; gleiche Bänder sind an der rechten Seite des Kleides angebracht. Halbblange, mit einem seidenen Bündchen abschließende Puffärmel, denen eine gestickte Frisur aufliegt, vervollständigen das Kleid.



Taille ist mit dem nach Erfordernis gefalteten, 360 Cent. weiten, hinten nach oben hin abgechrägten Rock aus Tüll verbunden, welchen oben ein farbiger Pappel, unten eine gleiche Rüsche wie die Taille begrenzt. Kurze, mit einer Spitze verzierte Puffärmel aus Tüll und Atlas, sowie eine mit kurzen hochstehenden Schlingen und langen Enden versehene Schleife aus schwarzem Sammetband (siehe die obenstehende Rückansicht) vervollständigen das Kleid.

Fig. 2 stellt eine Balltoilette für junge Damen dar, die aus hellfarbigem Seidenstoff, sowie Krepp gefertigt und mit Spitze ausgestattet ist. Die Garnitur des leicht schleppenden, mit Taffelfutter versehenen Rockes bilden Puffen, sowie eine Frisur aus Krepp, die mit einer Spitze abschließend, in ersichtlicher Weise dem Rock aufliegt. Die kurze, im Rock zu tragende Taille aus Seidenstoff ist längs des Ausschnittes mit Krepp, sowie mit Charpeenden von gleichem Stoff und Spitze garniert, die vorn gekreuzt und nach hinten gelegt den Gürtel aus Seidenband teilweise decken; die hinteren Enden sind, wie die Rückansicht zeigt, durch den Gürtel gesteckt. Die bauchigen, sehr weiten Puffärmel, die ein breites Köpchen bildend, mit einem Seidenband umbunden sind, hat man halbblang hergestellt, hochgehoben und zum festeren Anschluß mit einem Gummiband versehen.

Für die äußerst elegante Dinertoilette (Fig. 3) ist changeant Sammet, sowie hierzu passender Crêpe de Chine verwendet; aus letzterem Stoff besteht das schmale Bandeau, welches in regelmäßigen Entfernungen in kleine Schlingen geordnet, den vorn 108, hinten 130 Cent.



Die Modelle zu Fig. 1 und 4 bezogen wir von Gerson und Comp. in Berlin, zu Fig. 2 und 3 von Bonwitt und Littauer in Berlin.

### Moderne Winterkostüme.

(Hierzu die Abbild. Seite 409.)

Mit den letzten schönen Herbsttagen müssen auch die leichteren Umhüllungen und Mäntel verschwinden, und an ihre Stelle treten die wärmeren Winterjachen, die in dieser Saison, je nach dem Geschmack, sowie der Figur der Trägerin, kurz oder lang, sowie auch halbblang gewählt werden können.

Der kostbarste Liebling der Damenwelt bleibt das Pelzwerk, das besonders zur Verbrämung von Kleidungsstücken aus Tuch, Sammet u. s. w. gern verwendet wird und durch seinen natürlichen Glanz in die Eintönigkeit der Stoffe die hübschste Abwechslung bringt.

An der heutigen Bild veranschaulicht mehrere solcher Winterjachen, die teils ganz aus Pelz bestehen, teils mit diesem als Futter und Garnitur versehen sind. Für junge Damen, die sich noch gern mit kleineren Umhüllungen begnügen, dürfte die in Fig. 1 dargestellte Kerpelerine eine willkommene Neuheit sein, besonders da sie mit einem breiten Umgelegtren versehen ist, der bei größerer Kälte hochgeschlagen werden kann.

Der auch für ältere Damen geeignete lange Mantel (Fig. 2) aus modischerem Tuch und Pelzfutter ist hinten (siehe die nebenstehende Rückansicht) mit Watteausfalte gearbeitet und außerdem mit einem kleinen, mit Passementerie verzierten Kapuchon verbunden. Ein Sealfintragen, Rebers und Manschetten mit Passementeriegarnitur, sowie ein schmaler Sealfintragen-Porstoß am vorderen Rande vervollständigen den Mantel.

Der hinten anliegende, vorn lose Paletot (Fig. 3) aus Sealfintragen ist mit braunem Atlasfutter versehen und wird vorn übereinander tretend geschlossen. Ein dazu passendes Barett aus Sealfintragen mit Haubeneben garniert, sowie ein kleiner Sealfintragenmuff vervollständigen den Anzug.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, G. A. Herpich Söhne, Königstr. 20.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer verehrlichen Leser auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt des „Vereins der Bücherfreunde“ zu Berlin (Geschäftsleitung: Friedrich Pfeilstücker, Berlin W., Bayreutherstrasse 1), welcher Programm und Satzungen, sowie Bestellzettel enthält.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „November“.